

„Militär­geschichte von unten“

Anmerkungen zu ihren Ursprüngen, Quellen und Perspektiven
im 20. Jahrhundert

von *Bernd Ulrich*

„Eine Militär­geschichte von unten“ ist der Untertitel eines Sammelbandes zum „Krieg der kleinen Leute“, den der Freiburger Militärhistoriker Wolfram Wette 1992 herausgegeben hat.¹ Beide Titel des Buches, mittlerweile in der zweiten Auflage erschienen, klingen griffig-programmatisch; und so sind sie auch gemeint. Die Militär­geschichte – das ist ihre Botschaft – wurde bisher immer nur in der Perspektive von oben betrieben; sie beschränkte sich auf die Analyse von Schlachten, die Taten einzelner Heerführer und eine mehr oder weniger vom Objekt faszinierte Darstellung der eingesetzten Waffen. Zwar wird von Wette zu Recht konzediert, daß die auch nach 1945 zunächst fortgesetzte, schließlich seit den sechziger Jahren sozialgeschichtlich modifizierte „Generalstabshistorie“ in ihren innovativen Varianten dazu diente, „ein einseitiges und apologetisches Geschichtsbild zu korrigieren, das in den Jahren zuvor ... durch Offiziersmemoiren, militaristische Kriegsromane und in gewissem Sinne auch durch die Millionen von ‚Landserheftchen‘ und ähnlichen populären Kriegsdarstellungen geprägt worden war.“² Überdies könne man sich angesichts der besonderen, institutionellen Bedingungen militärisch organisierter Systeme, die durch den von oben nach unten gegebenen Befehl gekennzeichnet sind, in der Untersuchung der „Bewegungsabläufe ... weitgehend darauf beschränken, die Denkstrukturen der militärischen Elite, ihre Lagebeurteilungen, ihre Befehlsgebung und nicht zuletzt – ihre geschichtliche Selbstdarstellung zu erforschen.“³ Zugleich aber hätten die ge-

1 W. Wette (Hg.), *Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militär­geschichte von unten*, München 1992. Vgl. ders., *Militär­geschichte von unten*, in: B. Jaspert (Hg.), *Geschichte von unten. Modelle alternativer Geschichtsschreibung*, Hofheim 1990, S. 130–49. – Dieser Aufsatz entstand im Rahmen eines von der Stiftung Volkswagenwerk geförderten Projektes

2 Wette, *Krieg*, S. 12, 13. Zu den Memoiren deutscher Offiziere vgl. F. Gerstenberger, *Strategische Erinnerungen. Die Memoiren deutscher Offiziere*, in: H. Heer u. K. Naumann (Hg.), *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941–1944*, Hamburg 1995, S. 620–33; zur Kriegsliteratur den konzisen Überblick in: U. Baron u. H.-H. Müller, *Die Weltkriege im Roman der Nachkriegszeit*, in: G. Niedhart u. D. Riessenberger (Hg.), *Lernen aus dem Krieg? Deutsche Nachkriegszeit 1918 u. 1945*, München 1992, S. 300–18; zu den Landserheften: K. F. Geiger, *Jugendliche lesen Landser-Hefte. Hinweise auf Lektürefunktionen u. -wirkungen*, in: G. Grimm (Hg.), *Literatur u. Leser*, Stuttgart 1975, S. 324–41.

3 Wette, *Krieg*, S. 12.

schichtspolitisch notwendigen Fixierungen und die sich gleichsam aus der hierarchischen Struktur des Militärs selbst ergebene Fokussierung auf dessen leitendes Personal verhindert, endlich der „Geschichte der Mannschaftssoldaten“ in ihrer Bedeutung gerecht zu werden.⁴ Einer Geschichte, der es vor allem mit Hilfe von Feldpostbriefen auf die Spur zu kommen gelte; namentlich für die zwei Weltkriege stellen sie die „einzige einigermaßen authentische Quelle“ dar.⁵

So verdienstvoll diese Hinweise auf Forschungslücken sind, zu deren Auffüllung Wolfram Wettes Sammelbände und Beiträge viel beigetragen haben – sie hinterlassen mehr Fragen als sie Antworten zu geben vermögen. Warum sollte z. B. die sozialgeschichtlich motivierte Rekonstruktion militärischer Funktionseliten, bei der es im Kontext der „Beherrschbarkeit des militärischen Instruments“ auch um „die Macht über die ‚kleinen Leute‘ in Uniform“ geht, auf eben deren Erfahrungen und Extremerlebnisse verzichten?⁶ Gerade in der beständigen Rückübersetzung von militärischen Strukturen in menschliche und unmenschliche Fallgeschichten, mit hin in der Beleuchtung jenes Terrains, auf dem im wechselseitigen Bezug die national-kriegerische zur privaten, persönlichen Geschichte wird, liegen die Chancen der „Militärgeschichte von unten“.⁷

Genauer zu betrachten ist vor allem der zentrale Antrieb der neueren „Militärgeschichte von unten“. Er besteht in der von Wolfram Wette und anderen, mittlerweile auch schon weniger emphatisch vorgetragenen Forderung,⁸ den „kleinen Mann“ in Uniform und seine Alltagserfahrun-

4 Ebd., S. 13

5 Ebd., S. 20.

6 Ebd., S. 12, S. 18.

7 Daß und wie dies möglich ist, haben mittlerweile nicht allein die Arbeiten von Omer Bartov oder Christopher Browning gezeigt: C. Browning, *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 u. die „Endlösung“ in Polen*, Hamburg 1993 (1992); O. Bartov, *Hitlers Wehrmacht. Soldaten, Fanatismus u. die Brutalisierung des Krieges*, Reinbek 1995 (1992). Vgl. auch M. Geyer, „Es muß daher mit schnellen und drakonischen Maßnahmen durchgegriffen werden“, Civitella in Val di Chiana am 29. Juni 1944, in: H. Heer u. K. Naumann (Hg.), *Vernichtungskrieg*, S. 208–40. Meisterhaft gelingt es Geyer auf verschiedenen Erzähl- und Analyseebenen – aus der Perspektive der Witwen der von deutschen Soldaten ermordeten Männer, aus jener der beteiligten deutschen Soldaten und ihren Briefen, auf der Ebene des sozial-, mentalitäts- und militärgeschichtlichen Kontextes – die „Geschichte einer Kriegführung“ zu exemplifizieren, „in der Gewalt ein Mittel der Selbstbestätigung geworden ist.“ S. 224. Vgl. für den freilich ganz anderen Zusammenhang des Ersten Weltkriegs, aber ähnlich eindrucksvoll: A. Kramer, „Greuelthaten“, *Zum Problem der deutschen Kriegsverbrechen in Belgien u. Frankreich 1914*, in: G. Hirschfeld u. a. (Hg.), *Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch ... Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs*, Essen 1993, S. 85–114.

8 Der propagandistische Mißbrauch von Feldpostbriefen, allerdings primär im 2. Weltkrieg, wird stärker betont in: A. Golovchansky u. a. (Hg.), „Ich will raus aus diesem Wahnsinn.“ *Deutsche Briefe von der Ostfront 1941–1945. Aus sowjetischen Archiven*, Wuppertal 1991, Nachwort der deutschen Herausgeber / Ute Daniel, Jürgen Reulecke, S. 301 ff.; J. Dollwet, *Menschen im Krieg. Bejahung – und Widerstand?*, in: *Jb. für Württembergische Landesgeschichte* 13, 1987, S. 279–322; O. Buchbender u. R. Sterz (Hg.), *Das an-*

gen im Kriege, wie sie etwa im Feldpostbrief faßbar werden, endlich wiederzuentdecken. Die „Schweigsamkeit ‚der vielen‘“ wurde in diesem Zusammenhang als „zudiktierte, vielfach zugleich auferlegte“ beklagt, der Feldpost der Rang einer „unentdeckten historischen Quellengattung“ zugeschrieben⁹ oder von ihr – darin den ersten, „aufklärungspädagogisch aufgeladenen“ Kriegsalltagsdarstellungen verpflichtet¹⁰ – die identifikatorische Rückversetzung in die „alltägliche Erlebniswelt unserer Eltern und Großeltern“ erhofft.¹¹ All das gewiß in der guten Absicht, die Generalstabsperspektive zu relativieren, das subjektive Wahrnehmungspotential von Feldpostbriefen mit den objektiven Geschichtsabläufen zu konfrontieren und dabei Abweichungen, aber auch Überschneidungen zu registrieren.

Die Entdeckerfreude läßt freilich allzu leicht vergessen, was nicht oft genug wiederholt werden kann: Es gibt hier im eigentlichen Sinne nichts *wieder-* oder *gar neu* zu entdecken. Selbst innerhalb der Pädagogik war die Perspektive von unten – in Augenzeugenberichten, in Feldpostbriefen – von Bedeutung, lange vor ihrer friedensmotivierten „Wiederentdeckung“. Im Nationalsozialismus etwa konnte sie auf eine zwischen den Kriegen konzipierte, sich progressiv verstehende Pädagogik zurückgreifen, die das „Erlebnis des Krieges“ als Mittel und Medium didaktischer Vermittlung favorisierte. Im Vordergrund stand dabei die möglichst „wirklichkeitsgetreue Anschauung“. Das konnte nach 1933 – wie übrigens auch schon während des Ersten Weltkriegs – den Nachbau von Schützengräben im Werkunterricht, den Auftritt von Veteranen als Zeitzeugen im Geschichtsunterricht oder eben die Lektüre von Feldpostbriefen im Deutschunterricht zur Folge haben.¹²

dere Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe 1939–1945. München 1982. S. 25ff.; V. Kretschmer u. D. Vogel, Feldpostbriefe im 2. Weltkrieg: Propagandainstrument u. Spiegelbild von Kriegsauswirkungen, in: *Sowi H.* 2/1990, S. 103–10. Für den 1. Weltkrieg vgl. u.a.: P. Knoch (Hg.), *Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung u. der Friedenserziehung*, Stuttgart 1989; G. Niedhart u. D. Riesenberger (Hg.), *Lernen aus dem Krieg? Deutsche Nachkriegszeit 1918/1945*, München 1992; G. Hirschfeld u.a. (Hg.).

9 A. Lüdtke, Soldatenbriefe – Heimatbriefe, in: *Sowi H.* 2/1990, S. 133f., S. 133; P. Knoch, Feldpost – eine unentdeckte historische Quellengattung, in: *Geschichtsdidaktik*, 1986, S. 154–77.

10 G. Krumeich, Kriegsgeschichte im Wandel, in: G. Hirschfeld u.a. (Hg.), S. 11–24, S. 15.

11 M. Humburg, Die Bedeutung der Feldpost für die Soldaten in Stalingrad, in: W. Wette u. G. R. Lieberschär (Hg.), *Stalingrad – Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht*, Frankfurt 1992, S. 68–79, S. 79. Vgl. ders., Deutsche Feldpostbriefe im Zweiten Weltkrieg – Eine Bestandsaufnahme, in: D. Vogel u. W. Wette (Hg.), *Andere Helme – andere Menschen? Heilmaterfahrung u. Frontalltag im Zweiten Weltkrieg. Ein internationaler Vergleich*, Essen 1995, S. 13–36, S. 29.

12 Vgl. R. Ibel (Hg.), *die Stimme der Toten. Ein Vermächtnis aus der Reihe: Das Reich im Werden. Arbeitshefte im Dienste politischer Erziehung*, Frankfurt 1936; s.a. W. Reyer, Der Frontsoldat als nationalpolitischer Erzieher, in: *Pädagogische Warte H.* 4/1935, S. 149–54. Zur Geschichte des anschaulichen Beobachtungsunterrichts: D. Langewiesche

Können schließlich nicht auch „Offiziersmemoiren“, jedenfalls die von subalternen Frontoffizieren, „militaristische Kriegsromane und ... Lands-erheftchen“ in der Perspektive von unten verfaßt sein?¹³ Verdanken sie nicht gerade diesem Erzählduktus ihre suggestive, oft kriegsverherrlichende, meist apologetische und immer vorgeblich authentische Aussagekraft? Weniger suggestiv und im Klartext gesagt: Die Perspektive von unten, zu- meist gekoppelt an das vermutete Bedürfnis des Publikums nach authentischer, „wahrer“ Kriegs- und Militärschilderung, ist zumindest im 20. Jahrhundert durchgängig Teil der Kriegsdarstellung gewesen, bis heute. Vor diesem Hintergrund muß sich die „Militärgeschichte von unten“ mit der Geschichte ihres eigenen Anspruchs und Erkenntnisinteresses befassen, bevor sie in die methodischen und thematischen Verhandlungen ihrer Zukunft eintreten kann. Dazu im folgenden ein paar vorläufige, gewiß ergänzungsbedürftige Anmerkungen. Sie konzentrieren sich auf die Ursprünge, die Quellenproblematik und die Perspektiven der „Militärgeschichte von unten“ und innerhalb dieser Bereiche auf die Feldpostbriefe als eine ihrer maßgeblichen empirischen Grundlagen.

1. Ursprünge. Mit Beginn des Ersten Weltkriegs geriet der soldatische Augenzeuge in den Mittelpunkt öffentlichen Interesses. Es schien zunächst, vor allem das Foto und der Film seien kongeniale Medien dieser Augenzeugenschaft, fähig, sie gültig abzubilden. Ihr rasch genutzter militärischer Teil – Luftaufnahmen für die genaue Sondierung im Vorfeld gezielter artilleristischer Angriffe etwa¹⁴ – wurde ergänzt durch ihren dokumentarischen Charakter in der Widerspiegelung des Krieges. Ungeachtet technischer Probleme – war ein Krieg, der vor allem im Westen bald durch die Artillerie und Maschinenwaffen geprägt wurde und ein quasi leeres Schlachtfeld produzierte, überhaupt fotografier- und filmbar¹⁵ – erfreuten sich Film und Foto breiten Zuspruchs. Was von „Photokamera und Kinetograph“ in diesem Krieg erwartet werden konnte, faßte ein Zeitgenos-

u. H.-E. Tenorth (Hg.), *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte*, Bd. 5: 1918–1945. Die Weimarer Republik und die nationalsozialistische Diktatur, München 1989.

13 Vgl. den leider viel zu wenig beachteten Aufsatz von K. Möser, *Kriegsgeschichte und Kriegsliteratur. Formen der Verarbeitung des Ersten Weltkrieges*, in: *MM* 2, 1986, S. 39–52. Möser zeigt eindrucksvoll, daß und inwieweit die Kriegsliteratur der zwanziger und dreißiger Jahre mit der in ihr vorherrschenden Perspektive von unten „in breiter Front in die Domäne der Historiographie“ einbrach und damit zum „Symptom“ wurde „für den Beginn einer gewandelten Herangehensweise an die nahe Vergangenheit des Krieges“, S. 43.

14 A. Büttner, *Die Photographie aus der Luft im Kriege*, in: *Die Umschau* 19, 1915, S. 52ff.

15 Vgl. vor allem die wie immer anregende Analyse bei B. Hüppauf, *Modern Warfare and its Representation in Photography and Film*, in: *Krieg u. Literatur/War and Literature* 8, 1992, S. 63–84. Vgl. ders., *Kriegsfotografie*, in: W. Michalka (Hg.), *Der Erste Weltkrieg. Wirkung. Wahrnehmung. Analyse*, München 1994, S. 875–910.

se in die Worte, daß dieses technische Gerät „der beste Geschichtsschreiber, weil der unbestechlichste, unbeeinflußbarste dieses Krieges hätte werden können.“¹⁶

Der Konjunktiv deutet allerdings schon an, was zeitgleich – ungeachtet der ebenfalls beklagten, durch Kriegsfotos und -filme befriedigten Schau- und Sensationslust eines Massenpublikums¹⁷ – zumindest für einige Filmkritiker unübersehbar geworden war: Der „Filmkrieg“ war immer auch schon ein künstlicher, verfälschender, in den regelmäßigen „Kriegswochen-Schauen“ der Kinos „zwischen sentimentalen und erotischen Alltagsquark“ gezwängt, selbst in „Prachtalben mit angeblichen ‚Wirklichkeitsbildern‘“ durch nachgestellte Szenen seines faktischen Wertes beraubt.¹⁸ Die Klage über den ästhetischen Verfall von Foto und Film ging einher mit der Entzauberung seiner kriegsdokumentarischen Verlässlichkeit als einer mehr oder weniger planvollen Manipulation, deren schlimmste Auswüchse natürlich immer dem jeweiligen Feind zugeschrieben wurden. „Trotz aller Wirklichkeitshascherei“ blieben Foto und Film „nur ein armseliges Schattenbild der Wirklichkeit, das zu irrigen Vorstellungen über die Dinge verleitet.“¹⁹

Zum ersten Mal in solcher Intensität und Quantität kam in diesem Kontext der Feldpostbrief zu gewichtigen Ehren. Die von ihm unübersehbar ausgehende Faszination speiste sich freilich aus der gleichen Quelle wie die des Films und Fotos im Dienste des Krieges. Denn im Grunde verbarg sich hinter dem Bedauern, im nur scheinbar unbestechlichen Zelluloid das Medium des unbestechlichen Augenzeugen nun doch nicht gefunden zu haben, ein immens starkes Bedürfnis nach ihm. Ein Bedürfnis, das inmitten einer von Zensur, Lüge und Propaganda durchtränkten und verzerrten öffentlichen Meinung noch wuchs und durch den Feldpostbrief befriedigt werden mochte. War er es nicht, durch den der Front eigentlich Stimme und Gewicht gegeben wurde? Und das in einem „Volkskrieg“, in dem mitzureden „moralisch jeder den Anspruch“ hatte?²⁰ Feldpostbriefe konnten

16 O. T. Stein, Der Krieg im Kino. In: Die Gegenwart 88. 1916, S. 42 ff., S. 44. Vgl. B. Hüppauf, Kriegsfotografie an der Schwelle zum neuen Sehen, in: B. Loewenstein (Hg.), Geschichte u. Psychologie. Annäherungsversuche, Pfaffenweiler 1992, S. 205–33. Einen Überblick zum historisch bedeutsamen Wahrnehmungsfeld der Kamera im Krieg bietet: J. Lewinski, The Camera at War. A History of War Photography from 1848 to the Present Day, New York 1978.

17 Eine Kritik, die schon vor dem Krieg eine wichtige Rolle in der Beurteilung des neuen Mediums, namentlich des Kinos spielte: „Das Kino wandte sich an breite Massen, in der ersten Zeit vor allem an die großstädtischen Unterschichten. Es artikulierte deren ästhetische Präferenzen und Perspektiven, orientierte sich damit an einer für das etablierte Denken und dessen Bildungskonzepte nur als Negativfolie bedeutsamen Größe.“ J. Schweinitz (Hg.), Prolog vor dem Film. Nachdenken über ein neues Medium 1909–1914, Leipzig 1992, S. 7.

18 O. T. Stein, Krieg im Kino, S. 43.

19 J. Gaulke, Kunst u. Kino im Krieg, in: Die Gegenwart 88. 1916, S. 618 ff., S. 619.

20 W. Bauer, Der Krieg u. die öffentliche Meinung, Tübingen 1915, S. 12.

bieten, was die „Nervenkitzelmaschinen“ Kamera und Fotoapparat (noch) nicht zu leisten imstande waren:²¹ einen nicht bloß kalt-mechanischen, womöglich allein dem materiellen Profit und der Propaganda geschuldeten, sondern seelenvollen Abdruck der „Kriegswirklichkeit“. Und zwar durch jene, die ihr zumindest in diesem Krieg noch, wenigstens auf deutscher Seite, in erster Linie als Täter und Opfer ausgesetzt waren – die Soldaten. Schließlich vermochten die eindrucksvollsten Filme und Fotos kaum etwas auszusagen „über die seelischen Vorgänge, die sich im Innern der handelnden Personen abspielen.“²² Eine Erwartung, in deren Horizont Feldpostbriefe alsbald „weniger als historische Quellen denn als psychologische Zeugnisse“ gesehen wurden. „Sie bekunden uns vor allem anderen“, wie der Psychologe Georg Wunderle es 1914 formulierte, ein daraus gewinnbares Profil der erwünschten Kriegsseele gleich mitliefernd, „das unerschütterliche Gottvertrauen und die starkmütige Vaterlandsliebe unseres herrlichen deutschen Heeres.“²³

Das Verständnis von Augenzeugenschaft, das hier durchschimmert, scheint naiv. In groben Strichen wird der individuellen Wahrnehmung, dem persönlichen, authentischen Erlebnis des Krieges eine von dunklen Interessen geleitete, von propagandistischen Absichten bestimmte oder durch die Erfordernisse eines technischen Mediums modellierte Wahrnehmung des Krieges kraß gegenübergestellt. Wo blieben dabei etwa jene Widersprüche, die im Spannungsfeld äußerer, beispielsweise durch die Erziehung geprägter, subjektiver Erwartungen und den tatsächlichen Erfahrungen des Einzelnen im Maschinenkrieg schnell zutage traten? Durften die daraus resultierenden Desillusionierungen überhaupt ihren brieflichen Niederschlag finden? Wurde andererseits nicht schon der Versuch dadurch obsolet, daß er sich womöglich in der sprachlichen Umsetzung an längst vergangenen Kriegserfahrungen orientierte, orientieren mußte? War nicht überhaupt die Zeit des Briefes (wieder einmal) vorbei?²⁴ Und

21 H. Häfker, *Der Ruf nach Kunst* (1913), in: J. Schweinitz (Hg.), *Prolog vor dem Film. Nachdenken über ein neues Medium 1909–1914*, Leipzig 1992, S. 89–97, S. 96; R. Gaupp, *Die Gefahren des Kino* (1911/12), in: ebd., S. 64–69, S. 69.

22 J. Gaulke, *Kunst u. Kino im Krieg*, S. 620.

23 G. Wunderle, *Das Seelenleben unter dem Einfluß des Krieges*, Eichstätt 1914, S. 21.

24 *Der Abgesang auf den Brief begleitet seine Geschichte von jeher. Sie wurde – und wird bis in unsere Tage hinein – kontinuierlich als eine des Verfalls charakterisiert. Nicht nur in dieser Einschätzung stilbildend war vor 1914 das imposante Werk von G. Steinhausen, *Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes*, 2 Bde., Berlin 1889–1891. Er koppelt seine Klage über den Verlust der „Briefleidenschaft“ im 19. Jahrhundert an eine allgemeine, zeitgenössische Kulturkritik: „Eine rastlose Unruhe charakterisiert unser Leben. Und die raschlebenden modernen Menschen – trotzdem oder weil so ungeheuer viel mehr korrespondiert wird – haben nicht Zeit und nicht Lust zu Briefen nach Art des vorigen Jahrhunderts.“ G. Steinhausen, Bd. 2, S. 408f. Muße u. Müßiggang werden bis heute als Voraussetzung des Briefeschreibens gefordert. Vgl. G. Hillard, *Vom Wandel u. Verfall des Briefes*, in: *Merkur* 252, 1969, S. 351–62; A. Wellek, *Zur Phänomenologie des Briefes*, in: ders., *Witz, Lyrik, Spra-**

damit nicht auch die des brieflichen Augenzeugen, dessen Präsenz sich in dem Maße atomisierte, in dem das Schlachtfeld zum kaum einsehbaren Niemandsland geriet?

Die massenhafte Verbreitung von Feldpostbriefen blieb von solchen Erwägungen völlig unberührt. Namentlich der Abdruck erster Feldpostbriefe in den Zeitungen und die Publikation rasch arrangierter Sammlungen machte die Zeugenschaft des Soldaten zum Thema.²⁵ Die Briefe von der Front schienen für einen gleitenden Übergang vom „August“- zum Kriegserlebnis zu bürgen, „unberührt ... durch literarische Vorbilder“.²⁶ An die Stelle der Fiktion, die vor allem in Form der Kriegsslyrik dem begeisterten Aufbruch Stimme und Gewicht verliehen hatte, traten mit den Briefen nun mehr und mehr Texte, die eine authentische Innenansicht der Schlachten und vom Alltag der Soldaten zu geben versprachen. Damit wurde zugleich die traditionelle Perspektive von oben in der Abbildung des Krieges durch die von unten ergänzt. Es begann, was zeitgenössisch spektakulär die „Herrschaft des Feldpostbriefes“ genannt wurde.²⁷ In deren Schatten überwog, allen frühen und in vielen Belangen ineffizienten Wirkungen der Pressezensur zum Trotz, die bereitwillige Nutzung von Feldpostbriefen, weil sie der „Aufrechterhaltung der in der Bevölkerung herrschenden Begeisterung ... förderlich“ schienen.²⁸ „Wie ein Mann“.

che. Beiträge zur Literatur- und Sprachtheorie mit einem Anhang über den Fortschritt der Wissenschaft. Bern 1970, S. 43–67. Kritisch H. Hartwig in seinem vorzüglichen Überblick: Zwischen Briefsteller u. Bildpostkarte. Briefverkehr u. Strukturwandel bürgerlicher Öffentlichkeit, in: L. Fischer u.a. (Hg.), Gebrauchsliteratur. Methodische Überlegungen u. Beispielanalysen, Stuttgart 1976, S. 114–26.

25 Allein in der Kriegssammlung der ehemals Königlichen Bibliothek Berlin – heute die „Kriegssammlung 1914“ der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz – sind 97 Editionen und Einzelpublikationen von Feldpostbriefen für die Jahre 1914–18 aufgeführt, wovon 57 bereits in den ersten beiden Kriegsjahren erschienen.

26 Aus einer Anzeige für eine Feldpostbriefedition, abgedruckt in: P. Witkop (Hg.), Kriegsbriefe deutscher Studenten, Gotha 1916.

27 W. v. Hollander, Die Entwicklung der Kriegsliteratur, in: Die neue Rundschau, 1916, S. 1274–79, S. 1275. „Die Herrschaft des Feldpostbriefes reicht noch hinein in die Zeit des beginnenden Stellungskrieges und erhält frische Blutzufuhr durch die erstaunliche Schilderung des Schützengrabenlebens mit seinen vermeintlichen Humoren.“ Ebd. Im übrigen muß der Befund, daß die Perspektive von oben mit Beginn des Krieges durch die von unten ergänzt wurde, differenziert werden. Denn in der Literatur ist dieser Perspektivenwandel schon vor 1914 festzustellen. Lew Tolstoj etwa verband seine epische Schilderung von „Krieg und Frieden“ mit dezidierten Angriffen auf historische Studien, nach denen Schlachten generalstabsmäßig geschlagen wurden, und plädierte für eine polyoperspektive Sicht auf den Krieg. L. Tolstoj, Krieg u. Frieden, 2 Bde., Bd. 2, Berlin 1967, S. 803–12 („Einige Worte aus Anlaß des Buches ‚Krieg u. Frieden‘“), S. 807. Im Grunde ähneln Tolstois Ansichten über die Darstellungsweise des Krieges jenen des britischen Militärhistorikers John F. Keegan, die er an drei Schlachten exemplifizierte: J. F. Keegan, Die Schlacht, Azincourt 1415, Waterloo 1815, Somme 1916, München 1981, S. 32 ff.

28 HStA/MA Stuttgart, M 77/2, Denkschriften Stellv. Gen. Kdo. XIII. AK, Bd. 14, Abt. II d: Denkschrift über die Erfahrungen bei der Mobilmachung im Jahre 1914 und während des Krieges betr. Vorbereitung der Mobilmachung, Organisation usw. (März 1918), Bl. 50.

so heißt es etwa überzeugt in der Einleitung einer Sammlung, sei das Volk dem Kaiser „mit heller Begeisterung“ gefolgt: „Und kaum ist die Mobilmachung pünktlich und ruhig wie ein aufgezogenes Uhrwerk abgeschnurrt, so folgen auch schon Taten, wie sie die Geschichte noch nicht verzeichnet hatte“. Der Feldpostbrief jedoch bringe sie zur Anschauung.²⁹ Gerade in der ersten Phase des Krieges fand das Weltgeschichte-Machen des Gelehrten seine Ergänzung im Dabei-Sein-Dürfen des Kriegsfreiwilligen. Dies aber konnte bekenntnishaft nicht primär im Kontext der „Ideen von 1914“ dokumentiert werden, sondern weitaus wirkungsvoller in den Feldpostbriefen, die der Ideologie vorderhand die authentisch-subjektive Grundierung verliehen. Spätestens hier zeigte sich, daß Feldpostbriefe zum wichtigen Bestandteil jener fiktiven, aber für viele doch blendend-attraktiven Legierung geworden waren, die aus der Verschmelzung subjektiver und nationaler Identität hervorging oder doch hervorgehen sollte. Ihrer bedurfte der „Volkskrieg“ für seine Rechtfertigung offensichtlich ebenso dringend wie kurz zuvor der Akklamationen der Straße. „Die absolute Bejahung des Krieges aus der Notwendigkeit heraus“ mußte, wie es ein zeitgenössischer Kritiker im Hinblick auf die Wirkungsweise des Feldpostbriefes charakterisierte, „volksgemäßer umgestaltet [werden] zu einer Bejahung aus dem Schicksal und Willen des Einzelnen heraus.“³⁰

Aufmerksamen Beobachtern der Geschehnisse entging die damit einhergehende massive Vermarktung des Krieges nicht, die seine subjektive, aufs Sensationelle abzielende oder doch dafür einsetzbare Illustrierung zum verkaufsfördernden Inhalt hatte. Gewohnt kritisch und unbeeindruckt von der propagierten Begeisterung notierte der Krupp-Direktor Wilhelm Muehlon bereits am 19. August 1914 in sein Tagebuch: „Zu einer wahren Pest in der öffentlichen Meinung sind die Briefe der Feldzugsteilnehmer geworden, die unsere Zeitungen veröffentlichen, ohne irgend eine Kritik walten zu lassen. ..., als ob sie sich des Unfugs nicht bewußt wären. Prahlerische, aufgeregte, unwissende Soldaten schreiben natürlich das ungereimteste Zeug, sei es über Eroberungen, sei es über Grausamkeiten. Sie vermischen Selbsterlebtes sorglos mit gerüchtweise Verlautbartem, sowie namentlich mit dem, was auch sie nur in Zeitungen gelesen haben.“³¹

29 H. Leitzen (Hg.), *Der Große Krieg 1914/15 in Feldpostbriefen*, Wolfenbüttel 1915², S. 4.

30 W. v. Hollander, *Die Entwicklung der Kriegsliteratur*, S. 1275.

31 W. Muehlon, *Ein Fremder im eigenen Land. Erinnerungen u. Tagebuchaufzeichnungen eines Krupp-Direktors 1908–1914*, hg. u. eingel. von W. Benz, Bremen 1989, S. 143. Vgl. auch S. 191, 192, Eintrag v. 6. 9. 1914, in dem Muehlon anlässlich einer Eisenbahnfahrt über die Zuverlässigkeit mündlicher und brieflicher Berichte von Soldaten reflektiert. „Auf das Zeugnis dieser Leute werden heutzutage die ungeheuerlichsten Anklagen gegen die feindliche Kriegsführung gegründet: ihre Feldpostbriefe, die von Heldentaten, oder anders ausgedrückt, von barbarischer Einfalt strotzen, werden gesucht und veröffentlicht als Dokumente zu einer künftigen Einzelbeschreibung des Feldzuges.“ S. 192. Muehlon spielte damit vor allem auf die publizierten Feldpostbriefe an, in denen an-

Das journalistische Anerbieten, ein Gemisch aus Erlebnissen, Gerüchten und wiederum Angelesenem einer breiteren Öffentlichkeit bekannt zu machen, war zugleich allerdings auch – und das sollte nicht vergessen werden – die Reaktion auf ein überreiches Angebot. Viele drängte es offenbar, ihr persönliches Kriegserlebnis, mitgeteilt in Briefen, nicht allein auf den wenig publizitätsträchtigen Bereich privater Korrespondenz zu beschränken, sondern einen über den mit den Angehörigen hinausgehenden, öffentlichen Schulterschuß mit der Nation zu suchen. Jene, die sich gedrückt sehen wollten, lösten mit der Masse ihrer zur Veröffentlichung eingeschickten brieflichen Elaborate mitunter kuriose Verwicklungen aus. So wird aus den ersten Monaten des Krieges von der Presseabteilung des XIII. Stellv. Gen. Kdos. berichtet, daß sie „von Schriftleitungen, die aus ihrem Leserkreis mit dem Verlangen um Veröffentlichung von Briefen oft bedrängt wurden, mehrmals um Nichtgenehmigung wertloser Mitteilungen geradezu gebeten“ wurde.³²

Daß die Generals-Perspektive sich diffus aufzufächern begann in die ausgesuchten, oft auch eingestanden unkritischen Blickwinkel der persönlich direkt Beteiligten – ob aus schlammigen Schützengräben oder von der in den Etappen aufgefahrenen „Gulaschkanone“ aus³³ –, konnte in der ersten Zeit des Krieges seine Entstellung bis hin zur „frisch-fröhlichen“ Unkenntlichkeit kaum verhindern. Zwar verheimlichte diese vorgetäuschte Authentizität keineswegs und durchgängig den Terror des Krieges. Allerdings durfte die selber erlittene Unbill, die eigene Härte und Abstumpfung legalisierte, nicht fehlen. „Schrecknisse von grausamer Furchtbarkeit werden mitgeteilt“, versprach das Geleitwort einer Edition, aber so, „als ob sich das alles von selbst verstände.“³⁴ Ihre Funktion fanden die brieflichen Abbildungen des Kriegsterrors in der publikumswirksamen Verdeutlichung, daß aus dem „August“ allmählich das „Kriegserlebnis“ sich formte, also das von Jubelrufen und Blumengebinden begleitete Gemeinschaftspathos sich nun auch unter Granatenbeschuß und Schmerzensschreien zu bewähren hatte. Dafür „raucht“ das „Blut der Kämpfer zwi-

gebliche Greuel der Franktireurs in Belgien kolportiert wurden. Zum bemerkenswerten Leben und Wirken Muehlons vgl. die Einleitung von Wolfgang Benz, S. 7–31.

32 HStA/MA Stuttgart, M 77/2, Denkschriften Stellv. Gen. Kdo. XIII. AK, Bd. 14, Abt. II d: Denkschrift über die Erfahrungen bei der Mobilmachung im Jahre 1914, Bl. 49.

33 „Es ist selbstverständlich“, so der Feldpostbriefverfasser Eberhard Baumann, „daß ich alles, was für einen größeren Kreis sich nicht eignet, zurückhalte. Dazu gehört alles rein Persönliche sowie alles Kritische.“ Feldbriefe u. Kriegstagebuchblätter von Lic. theol. E. Baumann/Domprediger, mit 26 Kunstbeilagen und zwei Übersichtskarten, Halle 1916, Vorwort.

34 Briefe aus dem Felde 1914/15. Für das deutsche Volk im Auftrage der Zentralstelle zur Sammlung von Feldpostbriefen im Märkischen Museum zu Berlin, hg. von Professor Dr. O. Pniower, Kustos des Märkischen Museums u. a., Oldenburg i. Gr. 1916, Geleitwort, S. 2.

schen den Zeilen“.³⁵ Kurz: Das in ihnen Mitgeteilte sollte nicht konstitutiv für die realen Auswirkungen des Krieges sein, sondern für deren Überwindung.

Solange der Krieg für kurze Zeit als pure Fortsetzung der Vorkriegsgegenwart mißverstanden werden konnte, wog das Gewicht des feldpostbrieflichen Augenzeugen in der öffentlichen Meinung entsprechend schwer.³⁶ Sobald freilich das radikal Neue, so Unverhoffte wie Traumatische dieses Krieges sich abzeichnete und auswirkte, mithin das vermittelte Reservoir von Erwartungen an diesen Krieg sich erkennbar in bloßer „Phrase, Pose und Schminke“ zu erschöpfen begann, verschob sich auch die Bedeutung des Augenzeugen.³⁷ Zwar wurde auch weiterhin die subjektive Sicht des Krieges von unten geschätzt. Doch bestand die berechtigte Befürchtung, daß die zunehmend kritischen Stimmen der Front in den Briefen eine Bedeutung über die private Erbitterung hinaus gewinnen und zusammen mit den sogenannten „Jammerbriefen“³⁸ der Daheimgebliebenen alsbald die Ausmaße einer die Motivation zusätzlich belastenden Wechselwirkung annehmen konnten. Tatsächlich wurde der Widerspruch zwischen offizieller, der Abbildung des heroischen Krieges verpflichteter Nutzung und der ins Private abgedrängten Empörung, Klage oder Angst in dem Maße unübersehbar, in dem sich die antizipierte authentische Widerspiegelung des Erlebten immer krasser von den eigentlichen Realitäten der Front und deren Wirkungen in der Heimat zu unterscheiden begann.³⁹ Appelle in der Presse an das nationale Verantwortungsgefühl der Briefeschreiber und

35 So Hans Leitzen in der von ihm edierten Sammlung: *Der große Krieg 1914/15 in Feldpostbriefen*, Wolfenbüttel 1915^f, S. 7.

36 „Daß Geschichte Gegenwart ... Gegenwart Geschichte wird“, das schien im November 1914 dem Literaturwissenschaftler und Journalisten Oskar Bie das „Gewaltigste“, das Erstaunlichste am Feldpostbrief; er „erhielt Zeugniswert“. O. Bie, *Feldpostbriefe*, in: *Die Neue Rundschau* 15. 1914, Berlin, S. 1602–06, S. 1602. Im Grunde begegnet uns in diesem Verständnis vom Augenzeugen jenes der Frühen Neuzeit. „Die Authentizitätssignale“, so Reinhart Koselleck, „blieben an der Augenzeugenschaft, womöglich der handelnden und beteiligten Personen haften ...“ Die Erfahrungen des Kriegs-Augenzeugen waren so ungebrochen wie gegenwärtig. „Die Geschichte als fortlaufende Gegenwart“ aber, so Koselleck, „lebt von deren Augenzeugen ...“ R. Koselleck, *Stand-ortbindung und Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt*, in: ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt 1979, S. 176–207, S. 182–83.

37 W. v. Hollander, *Die Entwicklung der Kriegsliteratur*, S. 1275.

38 So werden in einem vertraulichen Nachrichtenblatt des Stellv. Gen. Kdo. 2. AK die Briefe deutscher Frauen an die Front genannt, nachdem sie von den Alliierten – gefangenen oder getöteten deutschen Soldaten abgenommen – auf Flugblättern über den deutschen Linien abgeworfen worden waren. *Vertraulich! Nachrichtenblatt der Ausschüsse für volkstümliche Belehrung und Unterhaltung*, hg. v. Stellv. Gen. Kdo. 2. AK, Presseabteilung, Nr. 1–6 (3–6), Stettin 1917/18.

39 Beispiele dafür in: B. Ulrich u. B. Ziemann (Hg.), *Frontalltag im Ersten Weltkrieg. Wahn und Wirklichkeit. Quellen u. Dokumente*, Frankfurt 1995^f.

an das Lektüerverhalten der Empfänger in der Heimat sowie Zensurmaßnahmen griffen ineinander, um diese Entwicklung wenn schon nicht zu verhindern, so doch zu kontrollieren.

Es war genau diese Lage, in der auch militär-, oder wie es zeitgenössisch richtig heißen muß, kriegsgeschichtliche Interessen sich der Perspektive von unten bemächtigten.⁴⁰ Das Bemühen, die Sammlung und Veröffentlichung von Feldpostbriefen durch Verlage, Zeitungen und Einzelpersonen in den Griff zu bekommen, muß vor allem im Zusammenhang jener Versuche gesehen werden, schon während des Krieges mit der Arbeit an einem amtlich-offiziellen, militärgeschichtlichen Werk des Weltkriegs zu beginnen. Nach der Mobilmachung hatte man die eigentlich für die offizielle Kriegsgeschichte zuständigen Abteilungen im Generalstab – Bereich Oberquartiermeister Kriegsgeschichte und zwei kriegsgeschichtliche Spezialabteilungen – aufgelöst. Bereits im Verlaufe des Herbst 1914 jedoch kam aus dem Armee-Oberkommando der österreichisch-ungarischen Bundesgenossen der Vorschlag, „gemeinsam ‚der großen Öffentlichkeit möglichst bald eine kurz gefaßte, populär gehaltene, authentische Darstellung der Ereignisse zu bieten‘, um die aus Geheimhaltungsgründen nur sehr allgemeine amtliche Berichterstattung zu ergänzen und auch einer sonst wahrscheinlich sofort einsetzenden privaten Geschichtsschreibung einen Riegel vorzuschieben.“⁴¹

Mit „privater Geschichtsschreibung“ war auch das Sammeln, womöglich Edieren und Publizieren von Feldpostbriefen gemeint. Dem „einen Riegel vorzuschieben“ schien notwendig, weil der Krieg als gleichsam briefliches Privatissimum seinen belchrenden und kriegsmotivierenden Charakter verloren hatte. Vor diesem Hintergrund reagierte der Chef der 2. OHL, v. Falkenhayn, auf das österreichische Ansinnen zustimmend. Für Deutschland sei „kein wissenschaftliches Werk, sondern [eine] Zusammenstellung in großen Zügen, vielleicht unter Hervorhebung patriotischer Einzeltaten“ vorzubereiten. Noch im Herbst 1914 wurde daraufhin im Großen Hauptquartier eine „Kriegsnachrichten-Stelle“ installiert, die unter der Leitung des ehemaligen Chefs der kriegsgeschichtlichen Abteilung I des Generalstabes, v. Freytag-Loringhoven, die Arbeit beginnen sollte.⁴²

40 Zur Begrifflichkeit vgl. R. Wohlfeil, Wehr-, Kriegs- oder Militärgeschichte?, in: MM 1, 1967, S. 21–30.

41 MA Potsdam, Best. 15.17, W-10/50061, Kurze Darstellung der Entstehung des Weltkriegswerkes 1914/18, der angewandten Forschungsmethoden u. der dabei gewonnenen Erfahrungen, Teil A, Kriegsgeschichtliche Forschungsanstalt des Heeres, Oktober 1944 (Ms.), S. 1.

42 MA Potsdam, Best. 15.17, W-10/50061, Kurze Darstellung der Entstehung des Weltkriegswerkes 1914/18, der angewandten Forschungsmethoden ..., S. 2. Freytag-Loringhoven gehörte dann als Generalquartiermeister der 2. OHL von März 1915 bis Sommer 1916 an. Nach dem Krieg ist er bis zu seinem Tod (1925) u. a. Mitglied in der dem Reichsarchiv übergeordneten Historischen Kommission und nimmt hier Einfluß auf die Konzeption des Weltkriegs-Werkes.

Zusammen mit der zugleich eingerichteten „Prüfungsstelle für Kriegsakten“ hatte sie zudem die dafür grundlegende Aufgabe, die in der Armee bis hinunter zu den Bataillonen geführten Kriegstagebücher zu verwalten, zu überprüfen und gegebenenfalls zu ergänzen.⁴³ Auch wenn v. Freytag-Loringhovens Auffassungen über das zu schreibende Werk von der v. Falkenhayns abwichen und es zu einer Zusammenarbeit mit der k. u. k. Armee nicht kam,⁴⁴ ließen erste Auswirkungen doch nicht lange auf sich warten. Insbesondere die Herausstellung „patriotischer Einzeltaten“, auf die in der Frühphase des Krieges zudem sogenannte „patriotische Schenkungen“ als Geldpreise ausgesetzt waren,⁴⁵ nahm nun ihren der Absicht nach kriegsbefördernden Anfang. Unter der Überschrift „Heldentaten“ veröffentlicht und durch das Wolffsche Telegrafien Büro zensiert verbreitet,⁴⁶ wurden diese „Ehrentafeln“ oft unter Verwendung von Feldpostbriefen etwa in den „Schützengrabenzeitungen“ – es gab in der deutschen Armee im Verlaufe des Krieges insgesamt 46 dieser Periodika, davon 28 allein an der Westfront⁴⁷ – und in kleineren Blättern jener Städte und Provinzen publiziert, aus der die in Rede stehenden „Helden“ stammten.

Die Arbeit der neu gegründeten „Kriegsnachrichten-Stelle“ machte sich hinsichtlich der Feldpostbriefe aber vor allem in einem Schreiben bemerkbar, das Mitte März 1915 vom Stellvertretenden Generalstab an alle

43 MA Potsdam, W-10/50627, E. Otto, Die Kriegstagebücher im Weltkriege (Ms.), auch in: Archiv für Politik u. Geschichte, H. 12/Dezember 1925. – Auf diese Weise bildete sich schon während des Krieges allmählich ein Kriegsarchiv heraus, das zum „Grundstock“ für das spätere Reichsarchiv (ab 1919) werden sollte.

44 MA Potsdam, Best. 15.17, W-10/50061, Kurze Darstellung der Entstehung des Weltkriegswerkes 1914/18, ..., S. 2. v. Freytag-Loringhoven „schwebte“ entgegen v. Falkenhayns Vorstellung einer populären, schnell zu erarbeitenden Schrift „etwas ähnliches wie ein Generalstabswerk vor – wenn auch in volkstümlicher Form –, das man erst nach Kriegsende nach nochmaliger Überprüfung erscheinen lassen könnte. Diese Auffassung und häufiger Wechsel der Bearbeiter bewirkten, daß bis zur Übernahme der Obersten Heeresleitung durch Hindenburg und Ludendorff Ende August 1916 amtliche kriegsgeschichtliche Veröffentlichungen über den Weltkrieg nicht erschienen.“ Ebd.

45 Diese „patriotischen Schenkungen“ kamen von Einzelpersonen, Firmen und vor allem von den nationalen Verbänden. So setzte etwa der Ortsverband Dresden des Deutschen Flottenvereins jener Besatzung eines deutschen Kriegsschiffes 6000,- Mark aus, „die das erste größere englische Kriegsfahrzeug (Linien Schiff, Kreuzer oder größeres Torpedoboot) nimmt oder vernichtet“. Dieses Ziel war der Firma Weise & Monski, Pumpen und Maschinenfabrik Halle a.S., 3000,- Mark wert. BA Potsdam, Reichskanzlei 1914/18, Nr. 2398. Schreiben Staatssekretär Reichs-Marine-Amt v. 26. 8. 1914 an Reichskanzler, betr. Genehmigung patriotischer Schenkungen, Bl. 177 Rs.

46 Vgl. H.-D. Fischer (Hg.), Pressekonzentration u. Zensurpraxis im Ersten Weltkrieg. Texte u. Quellen, Berlin 1973. Reprint des Zensurbuches für die Deutsche Presse/Ausgabe 1917, S. 194–275, S. 213, „Ehrentafeln“.

47 W. Nicolai, Nachrichtendienst, Presse u. Volksstimmung im Weltkrieg, Berlin 1920, S. 66f., S. 66. Aufgaben Verbreitung u. Wirkung der Armeezeitungen sind bisher für Deutschland kaum erforscht. Vgl. K. Kurth, Die deutschen Feld- u. Schützengrabenzeitungen des Weltkrieges, Leipzig 1937, der eine tendenziöse Übersicht bietet. Anne Lipp (Tübingen) bereitet zum Thema Armeezeitungen eine Diss. vor.

Kriegsministerien und Stellvertretenden Generalkommandos verschickt worden war. Hier wurde angeregt, „Feldpostbriefe und sonstige Aufzeichnungen von Kriegsteilnehmern ausschließlich durch den stellvertretenden Generalstab zu sammeln, weil die ernste Gefahr vorliegt, daß aus ihnen gewichtige militärische Interessen schädigende Mitteilungen in die Öffentlichkeit gelangen.“⁴⁸ Diese Anregung hatte unterschiedliche Interpretationen, Ergänzungen und Realisierungen zur Folge. Im Stuttgarter Stellvertretenden Generalkommando etwa wurde der alsbald nachgereichte Vorschlag des Stellvertretenden Generalstabes, alle „Feldpostbriefe und Aufzeichnungen, die nach Form und Inhalt besonders wertvoll sind und deren Veröffentlichung in der Tagespresse oder in Zeitschriften durch Aufrechterhaltung der in der Bevölkerung herrschenden Begeisterung der nationalen Sache förderlich ist, zu sammeln, bearbeiten zu lassen und bald der einen, bald der anderen Zeitung zur Verfügung zu stellen“, schnell als mittlerweile völlig unrealistisch erkannt und „nicht weiter verfolgt“.⁴⁹ Statt dessen wurde aber der im Schreiben angeregte grundsätzliche Hinweis zum Sammeln von Feldpostbriefen umgesetzt, allerdings für den Stuttgarter Korpsbereich an das Kriegsarchiv bzw. die kriegsgeschichtliche Abteilung des Württembergischen Kriegsministeriums delegiert. „Kriegstagebücher und Feldpostbriefe“, so heißt es im daraufhin verfaßten Aufruf, „waren für die Geschichtsschreibung eines Krieges stets neben den amtlichen Berichten die ergiebigste und unentbehrlichste Quelle.“⁵⁰

Zwar wurde im Februar 1917 die Arbeit an einem Generalstabswerk des Krieges eingestellt, aber nach einer Verfügung vom Frühjahr des Jahres als Ersatz damit begonnen, die Reihe „Der große Krieg in Einzeldarstellungen“ vorzubereiten. Nach ihrem Verleger auch „Stalling-Hefte“ genannt, fungierte als Herausgeber und betreuende Institution eine Sektion der Abteilung III b (Nachrichten- und Pressewesen) bei der OHL. Von den volkstümlichen, auf eine populäre Darstellung des Krieges von unten abzielenden Heften – durch die Armeeführung abgesegnet und damit einen halbamtlichen Charakter erhaltend – erschienen bis Kriegsende noch

48 HStA/MA Stuttgart, M 750. Schreiben Preußisches KM (v. Wandel/Stellv. Preuß. Kriegsminister) v. Dez. 1915 (Tagesdatum fehlt) an Preuß. Innenminister. Das Schreiben gibt den Wortlaut der Anregung des Stellv. Generalstabes sinngemäß wieder. Es wurde laut Verteiler auch an alle Stellv. Gen. Kdos. verschickt, wo es in der Regel an die Zensur- und Aufklärungsoffiziere weitergeleitet wurde.

49 HStA/MA Stuttgart, M 77/2. Denkschriften Stellv. Gen. Kdo. XIII. AK, Bd. 14, Abt. II d: Denkschrift über die Erfahrungen bei der Mobilmachung im Jahre 1914 ..., Bl. 49/50.

50 Ebd., Bl. 50 u. HStA/MA Stuttgart M 1/11, Bd. 43. Aufruf zur Einreichung von Feldpostbriefen an das Kriegsarchiv des KM. In dem Aufruf heißt es weiter: „Das Kriegsministerium wendet sich ... an alle Kreise Württembergs, an jeden einzelnen, der im Besitz unmittelbarer Berichte aus dem Felde ist, mit der Bitte, diese wertvollen Beweisstücke aus großer Zeit dem Kriegsarchiv des Ministeriums in beglaubigter Abschrift oder in Ur-schrift zu übersenden.“

neun Ausgaben in großer Auflage. Abgesehen von den ersten beiden Hefen, in denen u. a. dem Langemarck Mythos Vorschub geleistet wurde (Heft 10, O. Schwirk, Die Schlacht an der Yser und bei Ypern im Herbst 1914, 1918), wurden durchweg siegreiche Schlachten an der Ostfront abgehandelt.⁵¹

Damit holte man allerdings nur nach, was seit Beginn des Krieges auf dem Buchmarkt und im weiteren Verlauf vor allem durch die halbamtlichen Buch- und Broschüreveröffentlichungen verschiedener Armeen oder der in ihrem Bereich publizierten Front- und Schützengrabenzeitungen schon praktiziert worden war: die Darstellung des Krieges aus der Sicht ausgesuchter Betroffener, durchsetzt mit Feldpostbriefen, Gedichten, Zeichnungen und Fotografien.⁵²

Feldpostbriefe als „Offenbarung der Seele“⁵³ konnten dazu dienen, aus privaten Entblößungen kollektiv vermittelbare und um des „Durchhaltens“ willen auch bald benötigte seelische Dispositionen selektiv zu destillieren. Deren Attraktivität bemaß sich an ihrer Fähigkeit zur Integration in den – dem heißen zur Seite gestellten – kalten Krieg um die Sinnstiftung des Kampfes. Zwar hatte sich gegen Ende des Krieges in den Briefen und den teils der Zensur entgangenen, teils vor Kontrollen versteckten Aufzeichnungen ein „in Jahren angespeichertes Material“ angesammelt, „dessen Veröffentlichung nur einen entsetzten Schrei der Empörung oder

51 Vgl. R. Bruhl, *Militärgeschichte u. Kriegspolitik. Zur Militärgeschichtsschreibung des preußisch-deutschen Generalstabes 1816–1945*, Berlin 1973, S. 215ff., S. 276f.; H. Cron, *Die Organisation des deutschen Heeres im Weltkriege*, Berlin 1923, S. 13ff., S. 177ff. Vgl. auch MA Potsdam, Best. 15.17, W-10/50061, *Kurze Darstellung der Entstehung des Weltkriegswerkes 1914/18, der angewandten Forschungsmethoden u. der dabei gewonnenen Erfahrungen ...*, S. 2–3.

52 Die Autoren waren Kriegsberichtersteller und schriftstellernde Soldaten, meist Offiziere bzw. zur Armee eingezogene Autoren. Vgl. z. B. B. Kellermann, *Der Krieg im Argonnenwald. Mit einem Geleitwort von Kronprinz Wilhelm*, Berlin 1916. Auch Fritz v. Unruhs Roman über Verdun (*Opfergang*, 1918), entstand ursprünglich als Auftragsarbeit (Februar 1916) der OHL, um durch die Schilderung der Schlacht vor Verdun die Soldaten und ihre Angehörigen zum weiteren Durchhalten zu motivieren. Das Ergebnis entsprach aber nicht den Vorstellungen, das Buch konnte erst nach dem Krieg erscheinen, der Autor entging als preußischer Gardeoffizier nur knapp der kriegsgerichtlichen Verurteilung. Vgl. L. Harig, *Verdun ist keine Taube*, in: FAZ, v. 26. 6. 1985. Harig gibt u. a. einen knappen Einblick über die Entstehungsgeschichte des Buches. Wie „authentizitätsverbürgende epische Genres literaturfähig wurden“, skizziert in einem ausgezeichneten Überblick H.-H. Müller, *Der Krieg u. die Schriftsteller. Der Kriegroman der Weimarer Republik*, Stuttgart 1986, S. 11–19, S. 13. Vgl. auch T. Schneider, *Endlich die ‚Wahrheit‘ über den Krieg. Zu deutscher Kriegsliteratur*, in: *Text + Kritik. Zs. für Literatur*, H. 124: *„Literaten u. Krieg“*, Oktober 1994, S. 38–51. „Deutsche Verlage starteten schon 1914 Buchreihen, die ausschließlich aus authentischen, ‚wahrheitsgemäßen‘ Berichten der Frontkämpfer bestritten wurden.“ Die Reihe „Ullsteins Kriegs-Bücher“ brachte es bis Kriegsende auf nicht weniger als 41 Titel, „von denen nur wenige nicht eine Auflage von 50000 Exemplaren erreichten.“ Schneider, S. 41f.

53 G. Steinhausen, *Geschichte des deutschen Briefes*, Bd. 2, S. 290f.

eisiges, erstarrtes Schweigen hervorrufen würde.“⁵⁴ Doch entfaltete der Blick von unten nur kurz, nach den Jahren der Nutzung im kriegsverlängernden Sinn, seine aufklärende, demaskierende Kraft. In den folgenden Jahren dagegen sollte die schon während des Krieges praktizierte, nun parallel zur politischen Nachkriegspolarisierung vollzogene Inanspruchnahme der Stimme von unten die Oberhand gewinnen.⁵⁵

II. Quellen. Feldpostbriefe als historische Quellen in einer „Militärsgeschichte von unten“ zu nutzen, scheint vor diesem Hintergrund nicht unproblematisch. Ihre Rolle als alltägliches Medium der Kommunikation, das gleichermaßen der emotionalen Stabilisierung getrennter Familien wie der davon abhängigen Stärke soldatischer Kampfmotivation diene, war seit dem Ersten Weltkrieg und der Zwischenkriegszeit eng verquickt mit der rhetorischen Repräsentation des existentiell erlebten Krieges. Unter anderem mit Feldpostbriefen sollten die aus der chaotischen Erfahrungs- und Gefühlswelt des Krieges gewonnenen Angebote zur Überwindung seiner Schrecken gleichermaßen stabilisiert wie volkspädagogisch ästhetisiert werden.⁵⁶ Auf dieser Folie ist in der Tat zu fragen, ob der Feldpostbrief nicht eben jene „Verbindung von Kriegsrealität und Nahperspektive“ herstellt, die den „Krieg mythisierte“?⁵⁷

Festzuhalten bleibt zunächst, daß der feldpostbriefliche Beitrag zur Ideologisierung, Mythologisierung und Psychologisierung des Krieges in den Jahren 1914–18 und ihrer Verarbeitung in der Zwischenkriegszeit nicht

54 Anon., Die Zermürbung der Front (von einem Oberarzt d. R.), in: Süddeutsche Monatshefte/Kriegshefte, Okt. 1918–März 1919, S. 176–92, S. 178.

55 „Die Konzentration auf den kämpfenden Einzelnen“ konnte „sowohl zur Glorifizierung des ‚Deutschen Helden‘ (...) oder von ‚Männlichkeit, Kameradschaft und Liebe zum Vaterland‘ (...) als auch umgekehrt, zur Ehrung des leidenden ‚namenlosen Soldaten‘ (...), funktionalisiert werden“. Insgesamt hatte die „neue Perspektive ... keineswegs zwingend einen kritischen historischen Zugriff auf den Krieg zur Folge.“ K. Möser, Kriegsgeschichte u. Kriegsliteratur, S. 45f. Vgl. auch R. Woods, Die neuen Nationalisten u. ihre Einstellung zum Ersten Weltkrieg, in: Krieg u. Literatur/War and Literature, Nr. 1/1989, S. 59–80.

56 Vgl. B. Ulrich, Feldpostbriefe des Ersten Weltkrieges – Möglichkeiten u. Grenzen einer alltagsgeschichtlichen Quelle, in: MM 53, 1994, S. 73–83.

57 „Indem sie (die Nahperspektive, B. U.) den nicht nur täuschenden, sondern auch kontrollierenden Blick von oben denunzierte, hat sie den Kampf zum Selbstzweck werden lassen.“ So eine der Thesen von Herfried Münkler, Schlachtbeschreibung: Der Krieg in Wahrnehmung und Erinnerung. Über „Kriegsberichterstattung“, in: ders., Gewalt u. Ordnung. Das Bild des Krieges im politischen Denken, Frankfurt 1992, S. 176–207, S. 192 u. passim. Allerdings ist die These Münklers, die „Nahperspektive“ mythisiere den Krieg, ja, camoufliere die leidende, passive Haltung der Opfer „als höhere Form der Aktivität“ nur begrenzt stichhaltig. Zu bedenken wäre, daß das gewiß vorhandene Mythisierungspotential der Perspektive von unten in Krieg und Nachkrieg sich erst durch die ersichtlich allgemeine Folgenlosigkeit ihrer Darstellung im Hinblick auf die Kriegsverkürzung bzw. -verhinderung entfalten konnte. H. Münkler, S. 207 u. passim.

verhindert hat, daß sie nach 1945 für die Forschung⁵⁸ und als Editionsobjekt attraktiv blieben oder es im Zuge der verstärkt rezipierten und angewandten Alltagsgeschichte wieder wurden.⁵⁹ Nach frühen Feldpostbriefsammlungen des Ersten Weltkriegs nach 1945,⁶⁰ stehen Editionen mittlerweile ganz im Zeichen der Friedenserziehung: wenn nicht bedingt durch die feste, bereits im Vorkrieg geprägte klassenkämpferische Position der Autoren,⁶¹ oder durch die naiv-anrührende Diktion von Briefeschreibern, die nicht wissen, was und wie ihnen geschieht,⁶² dann durch das Aufzeigen vergangener, wie auch immer zum Teil verblendeter, ideologisch überformter oder ganz aufs Private gerichteter, unpolitischer Wahrnehmungen des Krieges.⁶³

Insgesamt beginnt seit Anfang der achtziger Jahre das Interesse an der Erfahrungswelt der kleinen Leute im Krieg wieder zu wachsen. Generell konzentriert es sich aber eher auf den Zweiten Weltkrieg. Erste Versuche, ein Remake der bekanntesten Sammlung des Ersten Weltkriegs (P. Witkop (Hg.), *Kriegsbriefe deutscher Studenten*) für den Zweiten Weltkrieg aufzulegen, werden nach Anfängen nicht weitergeführt.⁶⁴ Daneben wur-

58 Erst jüngst haben es Manfred Hettling und Michael Jelsmann unternommen, die Editions- und Rezeptionsgeschichte der bekanntesten Feldpostbriefsammlung des Ersten Weltkriegs zu untersuchen: *Der Weltkrieg als Epos. Philipp Witkops „Kriegsbriefe gefallener Studenten“*, in: G. Hirschfeld u.a. (Hg.), S. 175–98. Als markantestes Ergebnis der Studie kann hervorgehoben werden, daß vor allem die temporäre und inhaltliche Vagheit des in den Briefen reflektierten Opferbegriffs ihre Instrumentalisierung forcierte. Einerseits ist der „Verweis auf die Einlösung des Sinns (des Opfers, B. U.) in der Zukunft“ feststellbar, andererseits eine Beschränkung seines Sinns auf die pure „Bereitschaft zum Opfer“ (S. 189). Es ist „gleichsam in politischer Hinsicht zweckfrei – und damit wiederum politisch frei besetzbar“ geworden (S. 190).

59 Eine Entwicklung, die seit Ende der siebziger Jahre verstärkt auch auf dem belletristischen Erinnerungs- und Dokumentationsliteratur-Markt zu beobachten war. Eckhard Henscheid bemerkt dazu: „In den letzten Jahren kam es zu einer ziemlichen Schwemme von häufig fotolüppig dekorierte Dokumentationsliteratur über das Proleten- und Subalternleben des 18., 19. und frühen 20. Jahrhunderts: Briefe, Tagebücher, Autobiographien von nicht geringem Erkenntniswert, überzogen von anheimelnder historischer Patina. Man sollte sowas jetzt langsam genug sein lassen und vor allem das allzu Fashionable meiden, das der Form selber droht – ...“ E. Henscheid, *Flausen im Kopf* (Kurzrezension), in: *Der Rabe. Magazin für jede Art von Literatur*, Bd. XII, hg. v. J. P. Reemtsma u. B. Rauschenbach, Zürich 1985, S. 196.

60 R. Maier / Baden-Württembergischer Ministerpräsident, *Feldpostbriefe aus dem Ersten Weltkrieg 1914–18*, Stuttgart 1966.

61 D. Kachulle, (Hg.), *Die Pöhlands im Krieg. Briefe einer sozialdemokratischen Bremer Arbeiterfamilie aus dem 1. Weltkrieg*, Köln 1982.

62 E. Hagener, „Es lief sich so sicher an Deinem Arm.“ *Briefe einer Soldatenfrau*, Weinheim, Basel 1986.

63 F. Schumann (Hg.), „Zieh Dich warm an!“ *Soldatenpost u. Heimatbriefe aus zwei Weltkriegen. Chronik einer Familie*, Berlin 1989.

64 W. Bähr u. H. W. Bähr (Hg.), *Kriegsbriefe gefallener Studenten 1939–45*, Tübingen 1952. Vgl. H. Dollinger (Hg.), *Kain, wo ist dein Bruder? Was der Mensch im 2. Weltkrieg erleiden mußte, dokumentiert in Tagebüchern und Briefen*, Frankfurt 1983; W.-D. Mohrmann, *Der Krieg ist hart u. grausam hier! Feldpostbriefe an den Osnabrücker*

den und werden aber immer wieder Feldpostbriefe und Tagebücher von Schriftstellern und Künstlern publiziert.⁶⁵ Damals wie heute – wengleich mit unterschiedlichem Erkenntnis- und Nutzungsinteresse – resultiert ihr Quellenwert aus der „unmittelbaren Nähe zum Geschehen“, lassen sie doch „meist sehr deutlich die Stimmung spüren, aus der heraus sie verfaßt wurden.“⁶⁶ Diese Begründung findet sich im Kern bereits bei Hanna Hafkesbrink. Sie hat nach 1945 die erste wissenschaftliche Auswertung edierter Feldpostbriefe des Ersten Weltkriegs unter dem Motto vorgenommen: „Where do we feel the heartbeat of a people more directly than in their letters.“⁶⁷

Feldpostbriefe werden in der Folge zur Untersuchung „komplexer Erfahrungs- und Lebenszusammenhänge einzelner Menschen im Krieg“ genutzt.⁶⁸ Die Briefe ermöglichten, so die Annahme, einen Zugang zu lebensgeschichtlich bedeutsamen, „biographischen Krisen“ und erlaubten

Regierungspräsidenten 1941–44, Osnabrück 1985; M. Tremper (Hg.), Briefe des Soldaten N., Berlin 1988; I. Hammer u. S. zur Nieden, (Hg.), Sehr selten habe ich geweint. Briefe u. Tagebücher aus dem Zweiten Weltkrieg von Menschen aus Berlin, Zürich 1992.

- 65 F. Marc, Briefe aus dem Feld, neu hg. v. K. Lankheit u. U. Steffen, München 1982; M. Beckmann, Briefe im Kriege 1914/15, München 1984; A. Stramm, Briefe an Nell und Herwarth Walden, Berlin 1988; H. Barbusse, Briefe von der Front. An seine Frau 1914–17, Leipzig 1987, oder das von K.-H. Janßen u. G. Stein edierte Kriegstagebuch von Hermann Löns, Leben ist Sterben, Werden, Verderben, Kiel 1986. In der DDR gab der bekannte Kinderbuchautor A. Görtz Teile seiner Briefe und Tagebucheintragungen heraus (Stichwort: Front. Tagebuch eines jungen Deutschen 1938–42, Halle, Leipzig 1987). Görtz konfrontiert in der Tradition Edlef Köppens Antikriegsroman „Heeresbericht“ (1930) seine privaten Aufzeichnungen mit offiziellen Wehrmachtsberichten.
- 66 K. Latzel, Vom Sterben im Krieg. Wandlungen in der Einstellung zum Soldatentod vom siebenjährigen Krieg bis zum II. Weltkrieg, Warendorf 1988, S. 18. Vgl. auch ders., Die Zumutungen des Krieges u. der Liebe. Zwei Annäherungen an Feldpostbriefe, in: P. Knoch (Hg.), Kriegsalltag, Stuttgart 1989, S. 204–21.
- 67 H. Hafkesbrink, Unknown Germany. An inner Chronicle of the First World War based on Letters and Diaries, New Haven 1947, S. VIII. Solche und ähnliche Begründungen fanden sich freilich auch schon während des Ersten Weltkriegs und seiner erinnernden Aufbereitung während der Weimarer Republik.
- 68 P. Knoch, Feldpost – eine unentdeckte historische Quellengattung, in: Geschichtsdidaktik 11, 1986, S. 154–71, S. 158. Die mögliche Nutzung des Feldpostbriefes für „eine Geschichte des sich wandelnden inneren Zustandes der Armee im Laufe der Kriegsjahre“ gerät dabei allerdings aus den Augen. Sie bleibt weiterhin „ein Desiderat der Forschung.“ W. Deist, Der militärische Zusammenbruch des Kaiserreichs. Zur Realität der „Dolchstoßlegende“, in: ders., Militär, Staat, Gesellschaft, München 1991, S. 211–33, S. 216. – Peter Knoch, der über eine umfangreiche Privatsammlung von Feldpostbriefen und Tagebüchern des Ersten und Zweiten Weltkriegs verfügte, war in verschiedenen Beiträgen bemüht, populäre Quellen für die Forschung und die Didaktik des Geschichtsunterrichtes nutzbar zu machen. Peter Knoch konnte sein Werk leider nicht vollenden. – er starb Anfang 1994; seiner Sammlung und seinen Publikationen verdanken vor allem jüngere, am Kriegsalltag interessierte Historiker viel. Die Feldpostbriefsammlungen Knochs befinden sich heute – wie die des ebenfalls früh verstorbenen Reinhold Sterz – in der Bibliothek für Zeitgeschichte/ Stuttgart.

einen Blick auf die „alltagsweltlichen ‚Theorien‘“ ihrer Autoren in der Konfrontation mit einer veränderten Umwelt und deren Auswirkungen auf den Menschen im Krieg.⁶⁹ So wird darauf verwiesen, daß sich die in den Briefen feststellbaren „seelischen, emotionalen oder rationalen Krisen“ an ihren Rändern mit dem Erscheinungsbild psychischer Erkrankungen überlappen. Namentlich an den „Kriegsneurosen“ des Ersten Weltkriegs und ihrer raschen Verbreitung seien die Krisensymptome ablesbar.⁷⁰

Der Hinweis ist wichtig, hätte aber zumindest kurze Verweise auf die bisherige, historisch nutzbare Forschung zur Verortung individueller und kollektiver Krisen, die dadurch ausgelösten Identitätsverschiebungen und deren gesellschaftliche Auswirkungen im Umkreis des Ersten Weltkriegs verdient. Gerade an der Geschichte der Neurose (Unfall-, Versicherungs- und schließlich Kriegsneurose) kann gezeigt werden, daß es „weniger rein wissenschaftliche Analyse als vor allem forensischer und – besonders im Krieg – politischer Druck war“, der ihre Definition bestimmte.⁷¹ Wer von „Kriegsneurosen“ spricht, müßte mithin die militärischen Erfordernisse und Normierungen einer Gesellschaft im Krieg berücksichtigen. Ihr Einfluß auf die Diagnose und Therapie der Kriegsneurotiker sowie auf die damit verbundene Darstellung und Einschätzung ihrer „biographischen Krisen“ verbietet es, das Thema Kriegsneurose anders als kultur- und wissenschaftsgeschichtlich reflektiert zu nutzen.

In einem eher ideengeschichtlichen Ansatz ist von geisteswissenschaftlicher Seite – freilich ohne die eben genannte medizinhistorische Analyse zu rezipieren – schon früh dafür plädiert worden, daß „Sinndeutungen

69 P. Knoch, Kriegserlebnis als biographische Krise, in: A. Gestrich u. P. Knoch (Hg.), *Biographie – sozialgeschichtlich*, Göttingen 1988, S. 87f.

70 Ebd., S. 87. Allerdings stellt Knoch aus einem Korpus von 60 Briefsammlungen nur zwei „Fälle“ vor.

71 Bedeutsam sind hier zunächst die Arbeiten der Medizinhistorikerin Esther Fischer-Homberger, zentral: *Die Traumatische Neurose. Vom somatischen zum sozialen Leiden*, Bern u. a. 1975, S. 8 u. passim. Einen eher ideologiekritischen Ansatz, ohne Fischer-Homberger zu rezipieren, verfolgt K. H. Roth, *Die Modernisierung der Folter in den beiden Weltkriegen. Der Konflikt der Psychotherapeuten und Schulpsychiatern um die deutschen „Kriegsneurotiker“ 1915–1945*, in: 1999 3, 1987, S. 8–75. Vgl. auch I. Eschebach, *Kriegs- u. Revolutionshysteriker*, in: *Maison de Santé, ehemalige Kur- und Irrenanstalt. Ausstellungskatalog*, hg. vom Bezirksamt Schöneberg/Berlin 1989, S. 93–98. G. Komo, *„Für Volk und Vaterland“*. Die Militärpsychiatrie in den Weltkriegen, Münster 1992. Paul Lerner (History Dept. Univ. of Columbia/New York) hat kürzlich nachdrücklich darauf hingewiesen, wie groß die Heilerfolge der deutschen Militärpsychiatrie waren. Der ärztliche Diskurs über die Therapien sei zwar einer der Kontrolle gewesen, aber er war „also a discourse of healing. To be sure, the methods involved were often brutal and inhumane, but ... in most cases medical treatment brought an end to debilitating symptoms and enabled patients to return to work“. P. Lerner, *Rationalizing the Therapeutic Arsenal: German Neuropsychiatry in First World War*, S. 28. Unveröff. Ms. Lerner bereitet eine größere Arbeit über die Militärpsychiatrie des Ersten Weltkriegs und ihre Folgen in der Weimarer Republik vor.

der Wirklichkeit samt deren Institutionalisierungen ... ihren Ursprung in der Psyche bzw. im Bewußtsein konkreter Menschen“ haben.⁷² Diese Überlegungen mündeten bald in die Forderung, der psychischen Dimension des Kriegserlebnisses nachzugehen und Krankengeschichten, psychologische, zeitgenössische Erhebungen, psychiatrische Gutachten sowie Briefe und Tagebücher als Quellengrundlagen zu verwenden. Sie allein könnten „indirekt die seelische Dimension des Geschehens selbst zeigen.“⁷³ Orientiert am psychohistorischen Entwurf Robert Jay Liftons und der damit verbundenen Symboltheorie – in der die „Fähigkeit des Unterbewußten und Bewußtseins zur Symbolisierung“ vorausgesetzt wird⁷⁴ –, sollen die „Veränderung kultureller Werte, sozialer Mythen und symbolischer Codes“ ebenso untersucht werden wie die „damit verbundene Entwicklung der Einzelpersönlichkeit.“ In diesem Kontext rückt die „Erfahrung der Absurdidät der Existenz“ vor allem an der Westfront des Ersten Weltkriegs in den Mittelpunkt.⁷⁵

Allerdings, das grundsätzliche Problem dieses Ansatzes – die Gefahr, von persönlichen, zumal bei Künstlern auch als Widerstand aufgefaßten und gelebten Krankengeschichten auf kollektive Befindlichkeiten rückzuschließen, ohne die sozialen, ökonomischen und kulturellen Zusammenhänge ausreichend in Rechnung zu stellen – blieb damit durchaus bestehen.⁷⁶ Vor diesem Hintergrund kam den Arbeiten Eric J. Leeds sowie denen von Paul Fussell, die zumindest im anglo-amerikanischen Raum eine enorme Breitenwirkung entfalteten, besondere Bedeutung zu. Vor allem Fussell analysierte auf der Quellengrundlage autobiographischer englischer Kriegsliteratur den Soldaten und dessen Erlebnis im Kontext der ihn umgebenden Kultur und Gesellschaft.⁷⁷

Auch Leeds interessieren die Veränderungen der Persönlichkeit im Ersten Weltkrieg und die Abhängigkeiten dieser Entwicklung von Konventionen

72 K. Vondung, Probleme einer Sozialgeschichte der Ideen, in: ders. (Hg.), Das wilhelminische Bürgertum. Zur Sozialgeschichte seiner Ideen, Göttingen 1976, S. 5–19, S. 14.

73 U. Linse, Das wahre Zeugnis. Eine psychohistorische Deutung des I. Weltkrieges, in: K. Vondung (Hg.), Kriegserlebnis. Der I. Weltkrieg in der literarischen Gestaltung und symbolischen Deutung der Nationen, Göttingen 1980, S. 90–114, S. 95; vgl. auch ders., „Saatfrüchte sollen nicht gemahlen werden!“ Zur Resymbolisierung des Soldatentodes, in: ebd., S. 262–74. Hier sind die Tagebücher der Käthe Kollwitz aus dem I. Weltkrieg die Quellengrundlage.

74 U. Linse, Das wahre Zeugnis, S. 90; R. J. Lifton, On Psychohistory, in: ders. u. E. Olson (Hg.), Explorations in Psychohistory. The Wellfleet Papers, New York 1974, S. 21–41.

75 U. Linse, Das wahre Zeugnis, S. 91, S. 98.

76 Vgl. etwa als ein Beispiel das von Oskar Maria Graf, der an der Ostfront des Ersten Weltkriegs eines Tages den Befehl erhält, einem Pferd die Haut abzuziehen, den Befehl verweigert und nach mehreren Strafen schließlich den Gang in die Militärpsychiatrie antritt. O. M. Graf, Wir sind Gefangene. Ein Bekenntnis aus diesem Jahrzehnt, Berlin 1928, S. 110ff. („Idiot“).

77 Zentral: E. J. Leeds, No Man's Land. Combat and Identity in World War I, Cambridge 1979; P. Fussell, The Great War and Modern Memory, New York 1975.

und überlieferten Symbolen. Jede Untersuchung der vom Krieg geformten Identitäten müsse davon ausgehen, daß ihre Prägungen jenseits aller normalen sozialen Erfahrung geschah. Darum sei es so schwierig, sie intellektuell nachzuvollziehen und mit „normalen“ soziologischen oder psychologischen Methoden zu analysieren. Das vielfach in der Kriegsliteratur betonte Geheimnis des Erlebnisses versperre den Zivilisten den Zugang und bewahre es auch in der Nachkriegszeit vor Erosionen.⁷⁸ Insbesondere Leeds instruktives 5. Kapitel („An Exit from the Labyrinth – Neuroses and War“) sowie der Ansatz Fussells, die soziale Funktion und kulturelle Vorprägung der Selbst- und Fremdwahrnehmung im Krieg in den Mittelpunkt zu stellen, übernahmen in der Folge eine Vorreiterrolle für eine Reihe von Arbeiten, die sich nun ganz auf die Kriegsneurosen und die „shell-shock“ Opfer konzentrierten.⁷⁹ Doch weder Leeds noch – ausdrücklich – Fussell nutzen für ihre Arbeiten umfänglich oder überhaupt Feldpostbriefe. Gerade die temporäre Unmittelbarkeit der brieflichen Aufzeichnungen und die Nähe der Autoren zu den Ereignissen sowie ihre Verstrickung in ein noch nicht abgeschlossenes historisches Geschehen, dessen Ende offen ist, könnten in diesem Kontext den Wert des Feldpostbriefes ausmachen.

Es kann eingewendet werden, daß damit die Geschichte oder doch ein Ausschnitt ihres alltagsgeschichtlichen Teils im Ersten Weltkrieg völlig mit der Quelle identifiziert wird, die davon berichtet. Damit würde dann jeder Feldpostbrief zu der (Kranken-)Geschichte, um deren Interpretation es doch geht.⁸⁰ Zu klären wäre, ob und in welchem Ausmaß die unmittelbare Interpretation und sogar das bloße Registrieren der Ereignisse in Feldpostbriefen schon vermittelt sind. Natürlich ist das ein schnell vorgebrachter Einwand, dessen Umsetzung generell schwierig, fast unmöglich ist, und wahrscheinlich nur anhand der literarischen Darstellung des Krieges eingelöst werden kann.⁸¹ Vor allem in der Nachfolge einer von Peter L. Berger und Thomas Luckmann entworfenen „Theorie der Wissenssoziologie“ und ihrem alsbald Programmcharakter erlangenden Obertitel „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ ist in der Alltags- und Sozialgeschichte versucht worden, über die Definition individuell-subjektiver Sinnsuche und Wahrnehmung als sozialem Konstrukt, diesem Problem gerecht zu werden. In neueren Publikationen zu Feldpostbriefen des Ersten Weltkriegs ist direkt von einer „Konstruktion der Kriegswirk-

78 E. J. Leeds, *No Man's Land*, S. 4, 12.

79 Vgl. P. J. Lynch, *The Exploitation of Courage: Psychiatric Care in the British Army 1914–1918*, London (Phil. diss.) 1977; R. D. Richie, *On History of „Shellshock“*, San Diego (Phil. diss.) 1986; M. Stone, *The Military and Industrial Roots of Clinical Psychology in Britain 1900–1945*, London (Phil. diss.) 1985; P. J. Leese, *A social and cultural history of shell-shock ...*, London (Phil. diss.) 1989. Vor allem Leese nutzt auch Briefe als Quellen, um die Sicht der psychischen Opfer selbst in den Blick zu bekommen.

80 Vgl. Koselleck, *Standortbindung u. Zeitlichkeit*, S. 176–207, S. 204f.

81 Vgl. Fussell, *The Great War*.

lichkeit“ die Rede. Erläutert wird dies mit dem Hinweis darauf, daß „die Zeitgenossen – bewußt oder unbewußt – Erfahrungs- und Deutungsmuster, Typisierungen, Problemlösungen oder Handlungsrechtfertigungen, die sie im Laufe ihres Lebens gelernt und erprobt hatten, die ihnen also gesellschaftlich vermittelt worden waren“, verwendeten.⁸²

Tatsächlich muß betont werden, daß auch der unmittelbare Zugang zu vergangenen Lebenswelten, wie sie sich im Feldpostbrief widerspiegeln, ein vielfach gebrochener ist. Wer ihn benutzt, darf nicht vergessen, daß der Akt des Briefeschreibens selbst schon Konstruktion ist. Zum ersten Mal vollzog sie sich während des Ersten Weltkrieg in einem Kontext, in dem der Augenzeuge und sein briefliches Zeugnis zum Indikator authentischer Wahrnehmung des Krieges gemacht wurde.⁸³ (Vgl. I.)

Darüber hinaus können etwa Auswirkungen der äußeren Zensur die Abfassung der Briefe beeinflussen.⁸⁴ Hinzu treten jene oft nur schwer nachweisbaren der inneren Zensur.⁸⁵ Hier haben Untersuchungen zum Sprachstil von Feldpostbriefen erste Ergebnisse gebracht. Auf der Grundlage zu­meist edierter deutscher Feldpostbriefe von den Einigungskriegen bis zum Zweiten Weltkrieg ist die These vertreten worden, daß wesentlich „sozialpsychische (Erwartungshaltungen, Dispositionen) Konventionen“ bei Ab-

82 P. Knoch, Erleben u. Nacherleben: Das Kriegserlebnis im Augenzeugenbericht u. im Geschichtsunterricht, in: G. Hirschfeld (Hg.), S. 199–219, S. 200. Allerdings könne der damit verbundene Interpretationsanspruch im vorliegenden Text, der „eine kurze erste Bilanz“ darstellt, kaum eingelöst bzw. erst für jenen Zeitpunkt in Aussicht gestellt werden, zu dem ein „genügend großer Archivbestand aufgebaut sein wird“ (S. 212).

83 Das ändert n. E. allerdings nichts daran, daß der Feldpostbrief potentiell „wahrheitsfähig“ bleibt. Im Zusammenhang mit der Wahrnehmung und Instrumentalisierung des Kriegserlebnisses bleibt jedoch die Frage im Mittelpunkt, welche dieser „Wahrheiten“ in der Darstellung des Krieges parallel zur politischen Entwicklung favorisiert wurden. Im übrigen kann mit H. J. Schröder natürlich nüchtern gefragt werden, „welchen Vorteil es hat, wenn geschichtliche Wirklichkeit, historische Wahrheit und Erkenntnis schlechthin als Konstruktion oder Fiktion begriffen werden“. Und er antwortet im Hinblick auf die Analyse narrativ-biographischer Interviews: „... für die konkrete Auseinandersetzung mit historischen Inhalten, für die konkrete Analyse“ wäre „damit nicht sonderlich viel gewonnen ...; es sei denn, man zieht aus der Konstruktions- und Fiktions-Erkenntnis den (bequemen) Schluß, Quellenkritik, Verifizierung, Plausibilitätsprüfung usw. seien in der Geschichtsforschung oder Soziologie von vornherein sinnlos.“ H. J. Schröder, Die gestohlenen Jahre. Erzählgeschichten u. Geschichtserzählung im Interview: Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten, Tübingen 1992, S. 221 (S. 218–26).

84 Vgl. für den Ersten Weltkrieg: B. Ulrich, Feldpostbriefe im Ersten Weltkrieg. Bedeutung u. Zensur, in: P. Knoch (Hg.), Kriegsalltag, S. 40–83. Für den Zweiten Weltkrieg: O. Buchbender u. R. Sterz (Hg.), Das andere Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe 1939–1945, München 1983, S. 13–24.

85 Immer wieder finden sich in Feldpostbriefen Hinweise darauf, daß der Verfasser nicht über bestimmte Ereignisse schreiben kann oder will bzw. nicht allen Angehörigen seine Schilderungen zumuten mag: „Sage Hanne und Mutter auch nichts von dem hier Geschriebenen. Die machen sich nur unnütze Gedanken. Ich werde stets nur harmlose Berichte geben“, teilte der Landwehrmann Julius Boldt seinem Bruder am 30. 8. 1914 mit. E. Hagener, „Es lief sich so sicher an Deinem Arm“, S. 53.

sendern und Empfängern zum Tragen kamen, die zusammen mit emotional gesteuerten, sich vor allem aus der psychischen Belastung (Todesangst, Entbehrungen usw.) speisenden „Sprachhandlungsstrategien“ die Abfassung von Kriegsbriefen prägten. Primär in der Schilderung frontnaher Stresssituationen lauteten die „Konversationsmaximen der Kriegsbriefe ... – überspitzt ausgedrückt – Fehlinformation. Lüge, Irrelevanz, Unklarheit, Undeutlichkeit“: dies aber hätte „fünf emotive Sprachhandlungsstrategien“ nach sich gezogen: „Verschweigen, Verharmlosung, Poetisierung, Phraseologisierung und Imagepflege.“⁸⁶

Solche sprachlichen Verbrämungen vornehmlich in Briefen von der Front sind sicherlich vorgekommen und konnten sich gleichsam wie Patina über die „tatsächlich“ erlebte Kriegsrealität legen sowie die eigene Rolle als Täter und Opfer verklärend imaginieren. Sie beruhigten die Empfänger, erweckten Zuversicht und Hoffnung und bestätigten das vom Soldaten erwartete Verhalten.⁸⁷ Es sollte jedoch darauf hingewiesen werden, daß eben dies von kritischen Zeitgenossen bereits während des Ersten Weltkriegs erkannt wurde: es geriet zum kritischen Beleg dafür, daß publizierte Briefe nicht authentisch genug in der Abbildung des Krieges sein konnten, „weil sie ganz abhängig waren von den Phrasen vergangener Kriege und der soldatischen Erinnerung der Väter. Nicht wie der Krieg war, wurde geschrieben, sondern wie er hätte sein müssen nach Wunsch und Meinung aller Soldatenherzen. Man sah, was gesehen werden sollte, und schrieb den Feldpostbrief, wie man ihn in der Heimat erwartete.“⁸⁸ Viele verfaßten ihre Briefe gewiß so, wie es Paul Fussell für englische Feldpostbriefe des Ersten Weltkriegs mit einer ironischen Kurzformel charakteri-

86 I. Schikorsky, Kommunikation über das Unbeschreibbare. Beobachtungen zum Sprachstil von Kriegsbriefen, in: *Wirkendes Wort* 42, 1992, S. 295–315, S. 301. Vgl. auch dies., *Private Schriftlichkeit im 19. Jh. Untersuchungen zur Geschichte des alltäglichen Sprachverhaltens ‚Kleiner Leute‘*, Tübingen 1990. Vgl. auch K. Löffler, *Aufgehoben: Soldatenbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg. Eine Studie zur subjektiven Wirklichkeit des Krieges*, Bamberg 1992. Die Autorin vertritt u.a. die These, daß Kriegsbriefe kaum im Stande seien, die soziale Realität der Front wiederzugeben, sondern vielmehr und vor allem der Stabilisierung emotionaler Verbindungen mit den Angehörigen dienen.

87 Schikorsky, *Kommunikation*, S. 313.

88 W. v. Hollander, *Die Entwicklung der Kriegsliteratur*, S. 1275. Ähnliche Einschätzungen finden sich auch in der autobiographischen Erinnerungsliteratur. Percy Ernst Schramm z.B. führt zur Schreibsituation in seiner Familie während des Ersten Weltkriegs – sein Vater war als Offizier an der Front – aus: „Man wollte sich so gern wechselseitig verstehen, aber konnte sich nicht verstehen, weil das Leben an der Front und das zu Hause zu weit auseinanderklafften. Das heißt: alle Familienbriefe aus den Jahren 1917/18 legen nicht mehr unmittelbares Zeugnis ab, sind vielmehr aus bester Gesinnung ‚zweckentfremdet‘, so stilisiert, wie das ‚Durchhalten‘ das erforderlich machte. Im Felde war jetzt die ‚Tarnung‘ Trumpf; gleichzeitig vervollkommneten sich nunmehr sowohl die Alten als auch die Jungen in der Kunst, ihr Inneres zu verhüllen – aus bester Absicht.“ (P. E. Schramm, *Neun Generationen*, 2 Bde., Bd. 2, Göttingen 1964, S. 493f.).

siert hat: „The trick was to fill the page by saying nothing and to offer the maximum number of clichés.“⁸⁹

Doch abgesehen davon, daß es im Kontext von „Sprachhandlungsstrategien“ immer auch bewußt geplante Möglichkeiten gab, den Angehörigen zumindest eine Ahnung der realen Verhältnisse und der eigenen Empfindungen zu vermitteln,⁹⁰ werden damit die einengenden Wirkungen der Postzensur⁹¹ unterschätzt und jene wenigen herangezogenen Beispiele, die Erlebtes aus der Todeszone der Front zu formulieren suchen, in ihrer Hilflosigkeit bei der Abbildung der Schrecken überschätzt.

Es stellt sich zudem die Frage, ob für die Erforschung von bestimmten, an gesellschaftliche Konventionen, Erfahrungen und Erwartungen der Briefautoren und Empfänger gekoppelten Stilmerkmalen von Feldpostbriefen eine im Ansatz unterschiedslose Untersuchung von in ihrem Charakter völlig unterschiedlichen Kriegen sinnvoll ist. Denn natürlich hat der preußisch-französische Krieg, an dem gegenüber den zwei Weltkriegen ein weitaus geringerer Teil der Bevölkerung überhaupt beteiligt war, eine ganz andere Kriegssemantik, mithin auch unterschiedliche „Konversationsmaximen“ und „Sprachhandlungsstrategien“ ausgebildet⁹² – ein Phänomen im übrigen, das auch innerhalb jedes einzelnen Krieges seine Bedeutung hat. Was im August/September 1914 in Briefen noch verschwiegen oder verharmlost wird, konnte womöglich 1916 offen gesagt werden

89 P. Fussell, *The Great War*, S. 182. Und er zitiert Robert Graves, der als Offizier Tausende von Briefen zensieren mußte und auf der Grundlage dieser Erfahrung einen Modellbrief dieser nichtssagenden Art kreierte: „This comes leaving me in the pink which I hope it finds you. We are having a bit of rain at present. I except you'll have read in the papers of this latest do. I lost a few good pals but happened to be lucky myself. Fags are already welcome, also socks“. Ebd.

90 Nachdem Isa Schikorskys Aufsatz mit einem kurzen Artikel in der FAZ vorgestellt worden war (Ausg. v. 13. I. 1993, „Sprache in Kriegsbriefen. Was man gut nennt“), hat eine Leserbriefschreiberin auf eine Möglichkeit hingewiesen: „Ich kann mich gut erinnern, daß es Soldaten gab, die mit ihren Angehörigen gewisse Formulierungen vereinbart hatten, die als Harmlosigkeit gelesen werden konnten, ohne bei Fremden Anstoß zu erregen, jedoch für die Empfänger eine andere Bedeutung hatten.“ (FAZ v. 22. I. 1993, „Verschlüsselt in Kriegsbriefen“.)

91 Fussell gibt, rekurrierend auf einen literarischen Text, einen Begriff davon, wie äußere und innere Zensur ineinandergriffen: „... Lieutenant Geoffry Skene tries several times to write his uncle what actually going on. He tears up his first version, fearing the censor will stop it. He tears up the second, too, fearing that it will give his uncle 'the horrors'. And he tears up the third because he finds that it too frivolously juxtaposes the emptying of latrines and the digging of graves“. P. Fussell, *The Great War*, S. 183.

92 Isa Schikorsky hält als Ergebnis ihrer Studie fest, daß vor allem die „Sprachhandlungsstrategien“ „zeitübergreifend langfristig wirksam blieben“ und allenfalls ein „Rückgang der poetischen Elemente“ und „Änderungen der politisch-ideologischen Ausdrucksweisen“ registrierbar wären. (I. Schikorsky, *Kommunikation*, S. 313). Dem könnte entgegengehalten werden, daß sich im gleichen Zeitraum (1870/71–1945) eine starke Veränderung, quasi eine „Umwertung aller Werte“ vollzog, die sich auch in der Sprache der Feldbriefe widerspiegelte und in ihren Wirkungen auf „Sprachhandlungsstrategien“ berücksichtigt werden müßte.

oder diente gar der Imagepflege. Einen wichtigen Hinweis gibt schon Fussell: Vor dem Ersten Weltkrieg hätte jeder in England (und mutmaßlich auch, wenngleich mit den entsprechenden nationalen Schattierungen, in Deutschland und Frankreich) gewußt, „what Glory was, and what Honor meant. It was not until eleven years after the war that Hemingway could declare in ‚A Farewell to Arms‘ that ‚abstract words such as glory, honor, courage, or hallow were obscene beside the concrete names of villages, the numbers of roads, the names of rivers, the numbers of regiments and the dates‘. In the summer of 1914 no one would have understood what on earth he was talking about.“⁹³

Anzumerken ist allerdings: ob tatsächlich jedermann beispielsweise mit dem bis dahin traditionellen Ehrbegriff etwas anzufangen wußte, wie es Fussell hier voraussetzt, ist doch mehr als zweifelhaft. Gewiß waren nicht durchweg alle in den Krieg ziehenden und eingezogenen Soldaten so unschuldig und von harmlos-verklärten, am „ritterlichen“ Krieg orientierten Vorstellungen durchdrungen, wie die von Fussell vor allem herangezogenen Schriftsteller des Erlebnisses. Freilich läßt sich mit einem literarisierten Bild der Generation von 1914 der Desillusionierungsprozeß nach der Konfrontation mit dem Maschinenkrieg pointierter herausarbeiten.

Immerhin – ob Feldpostbriefe gegenüber erzählter Lebensgeschichte im Interview, in der womöglich deutend umgedeutet wird, den Vorteil haben, als „authentische Zeugnisse aktueller Lebenserfahrungen“ deren „unmittelbare Interpretation“ zu enthalten,⁹⁴ erscheint vor diesem Hintergrund zumindest fraglich. Die immer wieder betonte Unmittelbarkeit des Feldpostbriefes in der Quellenaussage geht womöglich einher mit dem Verlust der den Überblick bietenden Distanz. Daher ist die These geäußert worden, daß sich im nachträglich geführten narrativen Interview in der Person des „Biographen“ (des Interviewten) der Vorteil der Unmittelbarkeit mit dem der Distanz verbinde: „... mit der Distanz verfügt er über die Voraussetzung, zeit- und lebensgeschichtlich relevante Schwerpunkte zu setzen, mit der Fähigkeit zur unmittelbaren Rückerinnerung gelingt es ihm, in der Vergegenwärtigung das Erlebte nah heranzuholen und von neuem lebendig zu machen.“⁹⁵

93 P. Fussell, *the Great War*, S. 21.

94 P. Knoch, *Kriegserlebnis als biographische Krise*, in: A. Gestrich u. P. Knoch (Hg.), *Biographie*, S. 88. Fussell merkt lakonisch an: „Clearly, any historian would err badly who relied on letters for factual testimony about the war.“ P. Fussell, *The Great War*, S. 183.

95 H. J. Schröder, *Die gestohlenen Jahre*, S. 115 (S. 113–16). Allerdings, „in Bezug auf die Erforschung vergangener Wert- und Gefühlshaltungen wären ‚Briefe und Tagebücher‘, weil zeitgleich dazu, ‚ergiebiger und zuverlässiger als Autobiographien oder biographische Interviews.“ Ebd., S. 228. Zu den praktischen Problemen lebensgeschichtlicher Interviews vgl. L. Niethammer u. a., *Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR*, Berlin 1991, Einleitung; M. Jäger, *Die Autobiographie als Erfindung von Wahrheit. Beispiele literarischer Selbstdarstellung nach dem Ende der DDR*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B41/92, 2. Okt. 1992, S. 25–36;

Doch lassen sich mittlerweile, unabhängig von methodischen Erwägungen, Interviews in ausreichend großer Zahl nur noch mit soldatischen Zeitzeugen des Zweiten Weltkriegs durchführen.⁹⁶ Freilich kann gerade vor dem Hintergrund des Zweiten Weltkriegs die angenommene Stärke des Interviews – es ermöglicht dem Befragten „bewußt oder unbewußt eine Auswahl dessen zu treffen, was sich für das eigene Leben als tatsächlich wichtig erwiesen hat“⁹⁷ – angesichts der Verstrickung der Wehrmacht in Kriegsverbrechen zur Schwäche geraten, weil es Verdrängungen fördert. Hier böten Feldpostbriefe mutmaßlich ein Korrektiv. Ihre Untersuchung „kann dabei behilflich sein, den Mantel der Barmherzigkeit des selektiven Gedächtnisses etwas beiseite zu schlagen“, ohne daß dabei „gleich ein umstandslos authentisches Zeugnis vergangener Erfahrungen“ herauskommt.⁹⁸

Die bei den Untersuchungen des individuellen Kriegserlebnisses auftretenden methodischen Probleme vermehren sich, wenn der Schritt zu den kollektiven Kriegserlebnissen gewagt wird,⁹⁹ es mithin das Ziel ist,

F. Schütze, Biographieforschung u. narratives Interview, in: NP 3, 1983, S. 283–94. In diesem Zusammenhang kann seit Anfang der achtziger Jahre auch eine Neubelebung der historischen Biographie verzeichnet werden. Vgl. H.-J. v. Berlepsch, Die Wiederentdeckung des ‚wirklichen Menschen‘ in der Geschichte. Neue biographische Literatur, in: AfS 29, 1989, S. 488–510, und den Überblick bei C. Gradmann, Geschichte. Fiktion u. Erfahrung – kritische Anmerkungen zur neuerlichen Aktualität der historischen Biographie, in: IAFS 17, 1992, S. 1–16.

⁹⁶ Helmut Kopetzky dürfte eine der letzten Chancen zur Befragung von Soldaten des Ersten Weltkriegs genutzt haben: In den Tod – Hurra! Deutsche Jugendregimenter im 1. Weltkrieg, Köln 1981. Der Wert von Kopetzky's Befragung englischer und deutscher Zeugen liegt nicht in der Analyse, sondern in den O-Tönen der Interviews selbst: Radiofeature im SFB III v. 4. 11. 1984. Vgl. auch den eindrucksvollen Dokumentarfilm „Verdun“, den u. a. German Werth 1984 für das Fernsehen herstellte. Hier werden Augenzeugen der Schlacht befragt, darunter Kurt v. Unruh. Vgl. G. Werth, Verdun. Die Schlacht u. der Mythos, Bergisch-Gladbach 1982.

⁹⁷ H. J. Schröder, Die gestohlenen Jahre, S. 115.

⁹⁸ K. Latzel, „Freie Bahn dem Tüchtigen!“ – Kriegserfahrungen u. Perspektiven für die Nachkriegszeit in Feldpostbriefen aus dem Zweiten Weltkrieg, in: G. Niedhart u. D. Riesenberger (Hg.), Lernen aus dem Krieg?, München 1992, S. 331–43, S. 438f., S. 331.

⁹⁹ Diese Probleme werden besonders deutlich bei der Frage nach einem gemeinsamen gesellschaftlichen Bewußtsein, das durch Kriegserlebnisse geprägt wird, indem es sie verarbeitet. Dies setze, so Reinhart Koselleck eine kollektive Mentalität voraus. „Damit erhebt sich die Frage, wie weit jeweils die Gemeinsamkeit reicht, die alle Betroffenen und Handelnden zugleich erfaßt hat – und wo muß differenziert werden, je nach dem Grad unterschiedlicher Betroffenheit und unterschiedlicher Voraussetzungen der Bewußtseinsprägung? Der gemeinsame Krieg wird nicht von allen gemeinsam erfahren.“ Koselleck plädiert für eine analytische Trennung von synchronen, während des Krieges selbst wirksamen Bewußtseinsprägungen und den dazu diachronen der Kriegserinnerung. Das daraus entwickelte, anspruchsvolle Untersuchungsprogramm wird anhand des Totenkultes als einer gemeinsamen Antwort auf die Verheerungen des Krieges exemplifiziert. R. Koselleck, Der Einfluß der beiden Weltkriege auf das soziale Bewußtsein, in: W. Wette (Hg.), Der Krieg des kleinen Mannes, S. 324–43, S. 324f. Vgl. R. Koselleck u. M. Jeismann (Hg.), Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne, München 1994. Ähn-

in der Erforschung des Frontalltags oder des sozialen Bewußtseins der Soldaten auf der Basis populärer Zeugnisse über das womöglich rein Impressionistische hinauszukommen und zu einer breiter angelegten sozial- oder mentalitätsgeschichtlichen Darstellung zu gelangen. Für den Ersten Weltkrieg heißt das: Existiert überhaupt so etwas wie das Kriegserlebnis der akademischen Jugend, der Arbeiter oder der Bauern?¹⁰⁰ Welche besonderen Eigenschaften hätte es jeweils, wo ließen sich eindeutige Trennungen, wo Überschneidungen feststellen? Diese Fragen müßten fortgeführt werden auf der religiösen, politischen, generationsbezogenen oder der zumindest im Ersten Weltkrieg noch so wichtigen landsmannschaftlichen und ethnischen Ebene: ob ein Soldat aus Preußen oder aus Sachsen,

lich in der methodischen Sache, wengleich natürlich mit völlig anderer Zielsetzung und ohne die heuristisch-empirische Zuspitzung auf den Totenkult, argumentierte streckenweise schon der Militärpädagoge Erich Weniger. Ihm geht es um „die Struktur von Erlebnis, Erinnerung und Überlieferung und um ihren Zusammenhang selbst.“ E. Weniger, *Das Bild des Krieges. Erlebnis, Erinnerung u. Überlieferung*, in: *Die Erziehung* 1, 1929, S. 1–21, S. 5. Vgl. auch ders., *Kriegserinnerung u. Kriegserfahrung*, in: *Deutsche Zeitschrift* 48. Jg. des Kunstwartes, 1935, S. 397–405. Weniger plädiert hier u. a. für den politischen Soldaten. Unabhängig von der z. T. anbietenden Diktion (Ausg. 1935) und dem Bemühen, den Krieg in ein positives Bildungserlebnis umzudeuten und für die militärische Erziehung nutzbar zu machen, analysiert Weniger m. E. anregend und z. T. überzeugend, wenn es um Detailprobleme des Erinnerns oder der Bewältigung des Krieges geht. Wer, so Weniger, über den Krieg sprach und schrie, tat dies mit den „überlieferten Mitteln“. „Man floh in die Idealität der überlieferten Kategorien.“ Die Berichte über den Krieg geben „nicht die innere Anschauung, sondern die durchschnittlichen Schemata der Bewältigung, der Verdrängung, des vorläufigen Fertigwerdens, vor allem eben der Neutralisierung und Idealisierung des eigentlichen Erlebens.“ E. Weniger, *Kriegserinnerung u. Kriegserfahrung*, S. 403. Im Grunde ist dies eine der Thesen Paul Fussells in seiner Studie: *The Great War and Modern Memory*, New York 1975. Freilich ist bei Weniger die Analyse der Wahrnehmungsbedingungen und ihrer fiktiven oder berichtenden Umsetzung zugleich eine Denunziation der vergangenen, situativ abhängigen Erlebnisse. Sie passen nicht in das angestrebte Bildungskonzept des Krieges – quasi die aus dem Krieg destillierte neue Bewertungskategorie – weil sie zu mehrdeutig sind. Zu Weniger vgl. K. Beutler, *Der Militärpädagoge Erich Weniger*, in: M. Tschirner, H.-W. Göbel (Hg.), *Wissenschaft im Krieg – Krieg in der Wissenschaft*, Marburg 1990, S. 293–304; B. Schwerck, *Erich Weniger – Leben u. Werk*, in: J. Dahmer u. W. Klafki (Hg.), *Geisteswissenschaftliche Pädagogik am Ausgang ihrer Epoche*, Weinheim 1968, S. 1–33.

- 100 Erste wichtige Ansätze zum „Leben an der Front“ von Arbeitern und Bauern bei K.-L. Ay, *Die Entstehung einer Revolution. Die Volksstimmung in Bayern während des Ersten Weltkrieges*, Berlin 1968. Einen tiefen Einblick in den Kriegsalltag einer Stadt – vermittelt u. a. durch Feldpostbriefe – und den seiner Soldaten bei V. Ullrich, *Kriegsalltag. Hamburg im Ersten Weltkrieg*, Köln 1982. Eine konsequent auf Briefen und militärischem Aktenmaterial basierende Studie hat Benjamin Ziemann vorgelegt: *Front u. Heimat. Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914–1923*, Diss. Bielefeld 1995; ders. u. C. Brocks, „Vom Soldatenleben hätte ich gerade genug.“ *Der Erste Weltkrieg in der Feldpost von Soldaten*, in: R. Rother (Hg.), *Die letzten Tage der Menschheit. Bilder des Ersten Weltkrieges*, Berlin 1994, S. 109–20. Neuerdings zur Situation von Arbeitern in der Armee: W. Kruse, *Krieg u. nationale Integration. Eine Neuinterpretation des sozialdemokratischen Burgfriedensschlusses 1914/15*, Essen 1993, S. 184–94.

Bayern oder Württemberg kam, ob er Pole, Elsässer, Däne oder „Reichsdeutscher“ war, spielte eine Rolle für die Wahrnehmung.¹⁰¹ Dieser wiederum müßten – idealerweise – Wahrnehmungsfilter vorgeordnet werden, die durch Elternhaus, Erziehung, Berufsausbildung, Lesestoffe etc. mehr oder weniger gefärbt wurden und innerhalb national unterschiedlicher „Konventions- und Erwartungssysteme (...) weitgehend bestimmen, was von den objektiven Phänomenen in die Erfahrung des Einzelnen dringt (...).“¹⁰²

Daneben wären die besonderen hierarchischen Funktionalisierungen des Menschen als Soldat und deren Einflüsse auf die Wahrnehmung des Krieges zu bedenken. Das würde die Dienstgradstaffelungen umfassen – ein Offizier nimmt gemeinhin den Krieg aus einer anderen Perspektive wahr als ein einfacher Soldat oder Unteroffizier,¹⁰³ ein Stabsoffizier wieder anders als ein subaltern Frontoffizier. Aber auch die Dauer und vor allem der Ort des Einsatzes spielten eine Rolle: die durch Stellungskrieg und Trommelfeuer geprägte Westfront führte zu anderen Kriegserlebnissen

101 „Daß es kein einheitliches Kriegserlebnis gegeben hat, ist eigentlich selbstverständlich. Die verschiedenen Epochen des Krieges haben verschiedenen Erlebnisgehalt“, erkannte schon der Militärpädagoge Erich Weniger 1929. E. Weniger, *Das Bild des Krieges*, S. 12.

102 P. Fussell, *Der Einfluß kultureller Paradigmen auf die literarische Wiedergabe traumatischer Erfahrungen*, in: K. Vondung (Hg.), *Kriegserlebnis*, S. 175–87, S. 175. Vgl. P. Fussell, *The Great War*. Es gehe darum, so Fussell in der Einleitung zu „The Great War“, „to understand something of the simultaneous and reciprocal process by which life feeds materials into literature while literature returns the favour by conferring forms upon life.“ (S. IX) Fussell untersuchte auf der Basis englischer Romane und Memoiren über den Ersten Weltkrieg unter kulturhistorischen Prämissen und auf der Gestalttheorie fußend die nationalen Wahrnehmungsfilter – die „kulturellen Paradigmen“ –, die sich zwischen Ereignis und Verarbeitung schoben. Es gibt, so seine These, keinen teilnehmenden Betrachter des Ersten Weltkriegs, der nicht im Banne meist „unbewußter Wahrnehmungs- und Interpretationsschemata“ gestanden hätte, „die ihn nur das sehen und erinnern ließen, wozu er kulturell konditioniert war.“ (Fussell 1980, S. 176). Diese kulturellen Vorprägungen wurden u. a. wiederum durch die Geschichte(n) erfindenden und Bildtraditionen prägenden Dichter geschaffen. Es wäre eine Möglichkeit, der Frage nachzugehen, wie dies die Verarbeitung und Verbalisierung der Kriegserlebnisse in populären Zeugnissen beeinflußt hat und in lebensgeschichtlichen Interviews wohl immer noch beeinflußt. – Neben den Einflüssen auf die anglo-amerikanische shell-shock Forschung ist die Arbeit Fussells zur anregenden Grundlage für eine Vielzahl von Arbeiten geworden, die sich mit Vorkriegslesestoffen für die Jugend und deren Wirkungen für ein spezifisch männlich/welbliches Rollen-Selbstverständnis, mithin auch mit deren Filterfunktion für die Wahrnehmung des Kriegserlebnisses auseinandersetzen. (Vgl. dazu inkl. weiterführender Literatur M. C. C. Adams, *The Great Adventure, Male Desire and the Coming of World War I*, Bloomington/Indian. 1990).

103 Vgl. B. Hüppauf, „Der Tod ist verschlungen in den Sieg.“ Todesbilder aus dem Ersten Weltkrieg und der Nachkriegszeit, in: ders. (Hg.), *Ansichten vom Krieg. Vergleichende Studien zum Ersten Weltkrieg in Literatur u. Gesellschaft*, Königstein 1984, S. 55–91. Hüppauf schildert u. a. die Besonderheiten der Offiziersperspektive.

als die weniger materialabhängige, zudem streckenweise noch durch den Bewegungskrieg gekennzeichnete Ostfront. Aber wo überhaupt lag die Kampfzone, der eigentliche Ort der Front und wo begann das, im Ersten weit mehr als im Zweiten Weltkrieg davon geschiedene Etappengebiet? Da eine Definition nicht allein für die Wahrnehmungsweisen relevant ist, sondern in Form der „Front- oder Kampfzulage“ zur Rente von Kriegsteilnehmern eine sozialpolitische Dimension besaß und zudem seit 1934 über die Zuerkennung des „Ehrenkreuzes für Frontkämpfer“ entschied, verfügen wir in dieser Frage für die Jahre 1914/18 über eine offizielle Bestimmung. Im Oktober 1934 legte das Reichsarchiv für diese „Kampfzone“ einen analog zur Waffenentwicklung sich verändernden Raum fest, „den vorn die vorderste Kampflinie, hinten eine dieser parallel laufende Linie begrenzte, deren Abstand in den Jahren 1914 und 1915: 10 Km / im Jahre 1916: 15 Km / in den Jahren 1917 und 1918: 20 Km betrug.“¹⁰⁴

Eine fragwürdige Definition, deren genaue Begründung – mutmaßlich die zunehmende Reichweite und Treffergenauigkeit der schweren Artillerie – unbekannt bleibt. Für eine Geschichte des Soldaten müßte sie durch jene ergänzt werden, die Marc Bloch für den kurz hinter der vordersten Linie beginnenden Raum vorgeschlagen hat: „Zone der Legendenbildung“. Das durch die Propaganda in den Zeitungen und durch die Zensur ihrer Briefe geweckte Mißtrauen der Soldaten gegenüber jeder Art von Schriftlichkeit fand ein Ventil in zeitgemäßen Legenden, Mythen und Gerüchten – den eigentlichen Wahrnehmungs- und Kommunikationsformen an der Front.¹⁰⁵ Und könnte sich nicht auch in den Feldpostbriefen als dem Medium des Augenzeugen kaum so sehr das „wirkliche“ Geschehene widerspiegeln als vielmehr das „was man zu seiner Zeit im Bereich der Wahrnehmung für selbstverständlich hielt?“¹⁰⁶

104 Bundesarchiv Potsdam, Reichsarchiv 15.06, Nr. 1, Bl. 269/Rückseite (Schreiben des Präsidenten Reichsarchiv v. 19. 10. 1934).

105 M. Bloch, *Apologie der Geschichte oder Der Beruf des Historikers*, München 1985, S. 86, S. 83ff. Bereits im Ersten Weltkrieg war dies ein Untersuchungsfeld für H. Bächtold, *Deutscher Soldatenbrauch u. Soldatenglaube*, Straßburg 1976, ND seiner Studie von 1917; F. Langenhove, *Wie Legenden entstehen. Franktireur-Krieg u. Greueltaten in Belgien*, Zürich 1917. – Blochs Beobachtungen machen nochmals deutlich, daß man sich bei der Erforschung des Kriegserlebnisses nie auf populäre Zeugnisse wie Feldpostbriefe allein verlassen darf. „Schlechtestenfalls“, so der englische Militärhistoriker John Keegan in gewohnter Lakonie, „sind sie von Interesse, um reihenweise Anthologien von ‚Augenzeugenberichten‘ unter Titeln wie Jedermann im Krieg zu produzieren (ehrlicher wäre: Der Historiker als Abtipper)“. J. F. Keegan, *Die Schlacht*, S. 33f. Vgl. auch G. R. Ueberschär, *Stalingrad – eine Schlacht des Zweiten Weltkrieges*, in: ders. u. W. Wette (Hg.), *Stalingrad. Mythos u. Wirklichkeit einer Schlacht*, Frankfurt 1992, S. 18–42, S. 18.

106 M. Bloch, *Apologie*, S. 84. „Sind nicht vielmehr Kriege das, was wir aus ihnen machen – wie Steine und Bäume, wie Napoleon und die griechische Geschichte?“ So fragte 1933 der Soziologe Kenneth Burke in seinem bemerkenswerten Aufsatz „Krieg, Reak-

Diese Frage kann nicht zuletzt für den Vergleich Erster/Zweiter Weltkrieg im Rahmen der „Militärsgeschichte von unten“ bedeutsam sein. So hat eine Analyse des „touristischen“ Blicks in den Feldpostbriefen deutscher Soldaten, „mit dem diese Land und Leute betrachteten“, signifikante Unterschiede der Wahrnehmung im Ersten und Zweiten Weltkrieg offengelegt.¹⁰⁷ „Während im Ersten Weltkrieg die negativ wertenden Adjektive fast ausschließlich dem Land, äußeren Umständen, Verhältnissen galten, wurden sie im Zweiten Weltkrieg hinsichtlich der eigenen Empfindungen überwiegend, hinsichtlich der ‚Sauberkeit‘ fast ausschließlich auf die Bevölkerung bezogen, bis zu so drastischen Wörtern wie ‚abstoßend‘ und ‚ekelhaft‘. Hier wurden nicht mehr vornehmlich Verhältnisse markiert, sondern Menschen denunziert.“¹⁰⁸

III. Perspektiven. Der Blick auf die öffentlichkeitswirksamen Ursprünge und die Skizzierung der Quellenproblematik einer „Militärsgeschichte von unten“ zeigen eines deutlich: ihre Perspektiven können nur im engen Bezug zu einer ihrer Hauptquellen – den Feldpostbriefen – und deren Geschichte sowie den daraus erwachsenen Problemen entwickelt werden. Als Medium des Augenzeugen, das eigentlich die Wahrheit über den Krieg von unten zutage fördern sollte, war der Feldpostbrief seit dem Ersten Weltkrieg in den von vornherein politisch-moralischen Kampf um seine Darstellung und Auslegung miteinbezogen. Schon im Moment seiner Entstehung konnte er seinen Authentizität verheißenden Quellenwert verlieren. Diesen für die heutige „Militärsgeschichte von unten“ einfach zu postulieren, hieße unter den Auspizien eines bloß oberflächlich gewandelten Erkenntnisinteresses zu wiederholen, was dem Feldpostbrief während des Ersten Weltkriegs und danach, immer als Inbegriff der Stimme von unten, abverlangt wurde: Authentizitätslieferant zu sein für eine dem Heroischen verpflichtete Abbildung des Krieges und fragmentarischer, ausgesuchter Erfahrungshintergrund für die auf den kommenden Krieg zielende Konstruktion des Erlebnisses. Die heutige „Militärsgeschichte von unten“ kann sich jedoch nicht darauf beschränken, der Perspektive von oben in reiner Addition die „menschliche Dimension“ hinzuzufügen. Auf diese Weise verkäme sie, namentlich für den Bereich des Zweiten Weltkriegs, schlimmstenfalls zu einer Art moralischem Schondeckchen, unter dem „Mitschuld gleichsam durch Mitleiden aufgewogen“

tion und Widerspruch“, in: ders., Die Rhetorik in Hitlers ‚Mein Kampf‘ und andere Essays zur Strategie der Überredung, Frankfurt 1967, S. 68–92, S. 72.

107 K. Latzel, Tourismus u. Gewalt. Kriegswahrnehmungen in Feldpostbriefen, in: H. Heer u. K. Naumann (Hg.), Vernichtungskrieg, S. 417–59, S. 448.

108 Ebd., S. 453. Die in diesem Aufsatz vorgestellten Ergebnisse sind Bestandteil einer von Klaus Latzel vorgelegten Dissertation über soldatische Kriegserfahrungen in den zwei Weltkriegen. Sie soll demnächst erscheinen.

werden würde.¹⁰⁹ Damit aber wären die Weichen für eine moderne „Militärgeschichte von unten“ falsch gestellt. Sie liefere nicht zuletzt Gefahr, auf einem vorwiegend durch Film, Fernsehen und populäre oder populärwissenschaftliche Publikationen beherrschten Feld mit untauglichen Mitteln einer vorgeblich authentischen Kriegs-Berichterstattung nachzueifern. Die mediale Mixtur aus „Informationsbedürfnis, Voyeurismus oder Abenteuerlust“¹¹⁰ um die alltagsgeschichtlich kaschierte Suche nach den „wirklichen Menschen ‚von unten‘“ zu vermehren, kann nicht ihre Aufgabe sein.¹¹¹

Die Bedeutung des Feldpostbriefes erschöpft sich nicht in seinen möglichen Aussagen über das wahre, authentische Erlebnis des Krieges. Sie ist vielmehr zugleich untrennbar mit seiner Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte verwoben. Feldpostbriefe konnten vom Beginn des Ersten Weltkriegs an immer schon beides sein: Medium einer freilich pädagogisch, kulturell, sozial und militärisch wiederum beeinflussten Selbstmobilisierung von unten und vieltausendstimmiges Echo eines alles Bekannte oder auch nur Erahnte überbietenden Vernichtungskrieges und dessen Auswirkungen auf den Frontalltag, der den sozialen, schließlich verbrecherischen Wertekanon der zivilen Gesellschaft reproduzierte. Die damit schon anklingenden Mehrdeutigkeiten feldpostbrieflicher Aussagen lassen sich auch und gerade auf der Ebene der Briefe selbst finden. Ähnlich wie Soldaten nie allein nur Opfer, sondern immer auch Täter waren und sind, changieren auch ihre feldpostbrieflichen Zeugnisse zwischen teils völlig entgegengesetzten Aussagen über Charakter und Verlauf ihrer Kriegserfahrungen, mitunter in ein und demselben Brief. Der eher touristische Blick auf den Krieg konnte sich mit dem auf seine psychischen Auswirkungen verbinden, aggressive Bekundungen über den Feind sich mit Rudimenten humaner Emotionen mischen, nachgestammelte Sinngebungsversuche von Erkenntnissen über die erlebte grelle Sinnlosigkeit abgelöst werden.

109 U. Baron u. H.-H. Müller, Die „Perspektive des kleinen Mannes“ in der Kriegsliteratur der Nachkriegszeit, in: W. Wette (Hg.), Der Krieg des kleinen Mannes S. 344–62, S. 357. Vgl. auch O. Bartov, Hitlers Wehrmacht. Bartov weist darauf hin, daß ebenso wie die „Primärgruppentheorie“ – die im „Willen zum Überleben und der Loyalität zu ihren Kameraden“ die wesentliche Motivation von Soldaten sieht – die Darstellung des Nationalsozialismus von unten weitgehend einer „entpolitisierten“ Mentalität von Bevölkerung und Soldaten das Wort rede, S. 18/19. Diesen Ergebnissen setzt Bartov dann seine u. a. aufgrund von Feldpostbriefen ausgeführte These entgegen, daß die der Kriegführung innewohnenden kriminellen Vernichtungsaktionen nur vor dem Hintergrund einer wesentlichen Voraussetzung begriffen werden können, nämlich „daß die Armee als Institution gerade im Dritten Reich ein integraler Bestandteil des Systems war und kein von ihm getrenntes Gebilde“, S. 25.

110 T. Schneider, Endlich die ‚Wahrheit‘ über den Krieg. Zu deutscher Kriegsliteratur, S. 47.

111 So die Cover-Werbung für: W. Wette u. G. R. Ueberschär (Hg.), Stalingrad.

Im Spannungsfeld des selbst erfahrenen Krieges und der Bedürfnisse, Ansprüche und Interessen, die an den Charakter seiner Abbildung gestellt werden und ihn prägen, entsteht die Wahrnehmung des Krieges. In diesem Sinne waren etwa die Feldpostbriefe des Ersten Weltkriegs gleichermaßen Indikatoren für eine Krise, für den Protest und politisch instrumentalisierbare Texte im Vorfeld der deutschen Diktatur. Erst in der steten Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Erwartungs- und Interpretationskontexten, in deren Horizont etwa nationalpädagogische, militärische oder kriegspsychologisch motivierte Ansprüche an Feldpostbriefe herangetragen wurden oder sich im Bewußtsein ihrer Verfasser als in den Krieg mitgebrachtes Wissen ablagerten, läßt sich ihre Aussagekraft wiedergewinnen. Eine Untersuchung der sich daraus ergebenden Themen für eine „Militärgeschichte von unten“ – der Vorgang der Selbstmobilisierung etwa, die Verarbeitung des Todes und des Tötens im Krieg, die Radikalisierungen des Krieges, kurz: die „Vergesellschaftung der Gewalt“¹¹² – ist notwendiger denn je.

Dr. Bernd Ulrich, Bornemannstraße 4, 13357 Berlin

112 Vgl. M. Geyer, Der zur Organisation erhobene Burgfrieden, in: K.-J. Müller u. E. Opitz (Hg.), Militär u. Militarismus in der Weimarer Republik. Beiträge eines internationalen Symposiums an der Hochschule der Bundeswehr Hamburg am 5. und 6. Mai 1977, S. 15–100, S. 27. Geyer sieht in der „Vergesellschaftung der Gewalt“ die „hauptsächlichen Konsequenzen“ des durch den Ersten Weltkrieg hervorgerufenen „säkularen Wandel(s) des Krieges und der Kriegführung“. Ebd. Vgl. auch ders.: The Stigma of Violence. Nationalism and War in Twentieth-Century Germany, in: German Studies Review 15. 1992 (SoH German Identity); S. 75–110. Schon früh auch eine Erkenntnis Geyers, die dann von Bartov eindrucksvoll exemplifiziert wurde: Der Zweite Weltkrieg „wurde in dem Maße radikaler, in dem er gesamtgesellschaftliche Formen annahm und in dem das Offizierskorps von Armee und Waffen-SS die deutsche Gesellschaft repräsentativer widerspiegelte. Diese Entwicklung muß nicht nur die Erwartungen all derer enttäuschen, die sich von einer gesellschaftlichen Beteiligung am Krieg Mäßigung versprechen, sondern sie entgeht auch dem ... Ansatz, der streng arbeitsteilig militärisch-operative und politisch-ideologische Aspekte der Kriegführung auseinanderdividiert“. M. Geyer, Krieg als Gesellschaftspolitik. Anmerkungen zu neueren Arbeiten über das Dritte Reich im Zweiten Weltkrieg, in: AfS 26. 1986, S. 557–601, S. 569. Zentrales Anliegen Bartovs ist es, u.a. aufgrund von Feldpostbriefen, zu überprüfen, „inwieweit die Wehrmacht ein integraler Bestandteil von Staat und Gesellschaft im Dritten Reich war.“ O. Bartov, Hitlers Wehrmacht, S. 15.